

Staatsschauspiel Dresden

Dresdner Reden 2017

12. Februar 2017

Eva Illouz

**Sexual Freedom and the Rise of Uncertainty –
Sexuelle Freiheit und die zunehmende
Verunsicherung**



Eine Veranstaltungsreihe des Staatsschauspiels Dresden und der Sächsischen Zeitung.



**SÄCHSISCHE
ZEITUNG**

Die Dresdner Reden 2017

Auch in diesem Jahr setzen wir die traditionsreiche Reihe der Dresdner Reden fort, die in Kooperation mit der Sächsischen Zeitung seit mehr als zwei Jahrzehnten am Staatsschauspiel stattfindet. Jedes Frühjahr laden wir Persönlichkeiten aus Kunst, Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft ein, auf der Bühne des Schauspielhauses eine Rede zur Zeit zu halten.

29. Januar 2017

Ilija Trojanow *Schriftsteller*

Nach der Flucht – Gedanken über das restliche Leben

5. Februar 2017

Lukas Bärfuss *Essayist und Dramatiker*

Am Ende der Sprache

12. Februar 2017

Eva Illouz *Soziologin*

**Sexual Freedom and the Rise of Uncertainty –
Sexuelle Freiheit und die zunehmende Verunsicherung**

Eva Illouz' in englischer Sprache gehaltene Rede
wird simultan ins Deutsche übersetzt.

19. Februar 2017

Matthias Platzeck *Vorsitzender des Deutsch-Russischen Forums*

Brauchen Europa und Russland einander wirklich?

Eva Illouz

Die Israelin Eva Illouz, die in Marokko geboren wurde, bewegt sich im Grenzbereich zwischen Soziologie, Medienwissenschaft und Psychologie. Unter anderem erforscht sie, wie die Wirtschaft das Privatleben beeinflusst und was Emotionen im Geschäftsleben bewirken. Ihre Erklärung für den Erfolg des Bestsellers „Fifty Shades of Grey“ begründet sie damit, dass die klaren Rollenmuster und verbindlichen Absprachen zwischen den Protagonisten den Lesern gefallen, wohingegen die Realität oft irritierend anders aussieht. Eva Illouz hat ihre Rede „Sexual Freedom and the Rise of Uncertainty – Sexuelle Freiheit und die zunehmende Verunsicherung“ in englischer Sprache gehalten.

Sexuelle Freiheit und das Aufkommen der Unsicherheit

In der Liebe, diesem Gefühl vollkommener Verschmelzung, steckt etwas von der weitläufigen, komplexen Geschichte der Autonomie und Freiheit, die zumeist in politischen Begriffen erzählt wird. Das Genre der romantischen Komödie zum Beispiel, das mit dem Griechen Menander begann, sich bei den Römern (Plautus und Terenz) fortsetzte und in der Renaissance zur Blüte kam, war Ausdruck des Freiheitsanspruchs junger Menschen gegenüber Eltern, Lehrern und alten Männern. Während in Indien oder China die Liebe in von religiösen Werten geprägten Geschichten erzählt wurde, untrennbar mit dem Leben der Götter verbunden und der gesellschaftlichen Autorität nicht zuwiderlaufend, löste sich die Liebe im westlichen Europa aus den religiösen Begrifflichkeiten, wurde von aristokratischen Eliten auf der Suche nach einem Lebensstil kultiviert und trug zur Säkularisierung der Welt bei, indem sie jenen moralischen Individualismus ¹⁾ zugleich ausdrückte und möglich machte, der dem Einzelnen unabhängig von seiner Beziehung zu Gott einen Wert und eine Innerlichkeit zusprach. In verschiedenen kulturellen Genres – Theater, Poesie und Romane – konnte die Liebe sich allmählich gegen die Regeln der Endogamie, der patriarchischen oder kirchlichen Autorität und der Kontrolle durch die Gemeinde durchsetzen. Im 18. Jahrhundert verschmolzen dann Individualismus und eine neue Form introspektiver Innerlichkeit zu einem Bild der Liebe, die das Recht der/des Einzelnen auf ihre/seine Gefühle darauf untermauerte, das Objekt ihrer/seiner Liebe nach eigenem Willen zu wählen und zu heiraten. Dieser Wille wurde nun nicht mehr als die Fähigkeit definiert, die eigenen Bedürfnisse zu regulieren, sondern sich ganz nach ihren Anweisungen zu richten. Insofern war die romantische Liebe eine ebenso mächtige Begründung des moralischen Freiheitsanspruchs wie diejenige, die männliche Philosophen in der Politik formulierten. Die Geschichte der Liebe im Westen ist daher nicht bloß eine Nebenhistorie, die Licht auf das private Leben wirft (oder, noch marginaler, ein Motiv der modernen Literatur). Sie war vielmehr ein kultureller Vektor, mit dem die Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft und das Ich-Sein neu definiert werden konnten. Emotionale Autonomie wurde dauerhaft zum grundsätzlichen Kriterium moderner Subjektivität und für das „Recht“, Gefühle zur legitimen Grundlage für die Lebensführung zu machen.

Als einer der ersten Soziologen rückte Anthony Giddens die Liebe ins Zentrum unseres Verständnisses von Modernität. Er betrachtete Intimität als ultimativen Ausdruck der individuellen Freiheit, mit dem sich die/der Einzelne von älteren religiösen, traditionellen Vorstellungen und der Ehe als Grundpfeiler ökonomischen Überlebens verabschiedet; er nannte das die „reine Beziehung“. Für Giddens vermögen Individuen aus sich selbst heraus, ohne Widerspruch oder Spannung, die Fähigkeit sowohl zur Autonomie als auch zur Intimität bilden. Sein vieldiskutiertes Konzept der „reinen Beziehung“ war eine deskriptive und normative Bejahung der Moderne, denn es postulierte, dass in der Intimität das moderne, liberale Subjekt im Bewusstsein seiner Rechte, namentlich in der Fähigkeit, enge Beziehungen per implizitem Vertrag bewusst einzugehen oder zu beenden, seine zentralen Werte verwirklicht. In der gelebten reinen Beziehung fände sich der liberale Gesellschaftsvertrag in Reinform. Anders, aber ähnlich, verwirklicht sich die Freiheit für Axel Honneth (und vor ihm für Hegel) durch die Beziehung zu anderen. Freiheit ist somit der normative Grund für Liebe und Familie, wobei die Familie der Ausdruck der Freiheit ist, die sich in einer fürsorgenden Einheit verwirklicht. Aber sie ist noch mehr. Im Gegensatz zum liberalen Freiheitsmodell, bei dem der Andere ein Hindernis für die eigene Freiheit darstellt, wird die vollkommene Selbstverwirklichung für Honneth und Hegel (der ihn inspiriert hat) erst durch die Liebe möglich, daher bietet sie ein komplexeres Liberalismusmodell. Ich möchte mich jedoch kritischer mit der Frage auseinandersetzen, die von der liberalen Philosophie seit dem 17. Jahrhundert aufgeworfen wurde: Zwar war die Freiheit die Vorbedingung für die vollständige Ausübung der eigenen Innerlichkeit und Gefühle; wenn sie aber einmal institutionalisiert ist, beschränkt sie dann nicht die Fähigkeit, soziale Bindungen einzugehen?

Mit Freiheit meine ich nicht das große moralische Ideal, das demokratischen Revolutionen voranstand. Ich folge eher Foucaults Denkrichtung und sehe Freiheit als institutionalisierte Praktik, die das Verhältnis zwischen Einschränkung und Wahlmöglichkeit neu organisiert. Das vielgestaltige Phänomen der emotionalen und persönlichen Freiheit entstand zugleich mit einer dem Zugriff von Gemeinde und Kirche entrückten Privatsphäre und wurde vom Staat geschützt. Sie war das Ergebnis fundamentaler kultureller Umwälzungen, die Rechte zunehmend aus dem individuellem Gefühl begründeten, namentlich das Recht, nach eigenem Gewissen zu handeln (moralische und emotionale Aspekte

eingeschlossen). Schließlich – in Erwägung, dass der eigene Körper einem selbst gehört – ermächtigte sie Frauen (und nicht zum Beispiel die Gemeinschaft), allein über ihren Körper zu verfügen. Sobald die Privatsphäre der Kontrolle traditioneller sozialer Einheiten wie Kirche oder Gemeinde entzogen war, konnten aus ihr Ansprüche wie sexuelle Freiheit, sexuelle Gleichheit und sexuelle Rechte erwachsen. Emotionale Freiheit war somit eng verbunden mit sexueller Freiheit, beide gingen Hand in Hand und standen für das, was ich als emotionale Moderne bezeichne.

Freiheit verstehe ich als institutionalisierte Praktik und möchte sie hier also historisch betrachtet wissen, als moralisches Ideal, dessen konkrete, soziologische Auswirkungen sich seit zweihundert Jahren entwickeln. Wendy Brown formuliert es so: „Freiheit ist historisch, semiotisch und kulturell vielgestaltig sowie politisch schwer zu fassen und musste, wie sich gezeigt hat, in liberalen Regimen für die zynischsten und am wenigsten emanzipatorischen politischen Ziele herhalten.“ (Wendy Brown, S. 5) Wenn das stimmt, ist Freiheit ein soziales Arrangement, das zu *erhalten und zu hinterfragen* wir stets Sorge tragen sollten. Dank der Freiheit konnten die Sprache und die Verfahrensweisen des Verbrauchermarktes das Vokabular und die Grammatik emotionaler Praktiken übernehmen: Dieselbe Sprache der Interessen, des Utilitarismus, instantaner Befriedigung, egozentrischer Handlungsweise, Akkumulation, Vielfalt und Diversität von Erfahrungen erfasst nun romantische und sexuelle Bindungen. Von uns ist daher eine nüchterne Befragung der Bedeutung und Folgen von Freiheit gefordert, ohne jedoch den moralischen Fortschritt, den die homosexuelle und feministische Bewegung darstellen, je in Frage zu stellen. Dass wir die historischen Erfolge dieser Bewegungen befürworten, sollte uns keineswegs daran hindern, die historische und soziologische Entwicklung der Freiheit kritisch zu untersuchen. Catharine MacKinnon formuliert dies noch schärfer: „Freiheit über Gleichheit und Freiheit über Recht zu stellen, dereguliert die Macht der Mächtigen nur noch weiter.“ Somit kann Freiheit über Gleichheit nicht siegen, da Ungleichheit die Möglichkeit, frei zu sein, zunichte macht, eine Tatsache, die umso wichtiger ist, da Heterosexualität grundsätzlich ungleich ist.

Normative Gewissheit und moralische Gewissheit

Noch ist nicht hinreichend bemerkt worden, dass der Übergang von traditioneller Romanze zur Sexualordnung nach den 1970ern die Verschiebung vom Werben als vorherrschendem Interaktionsmodus zwischen Männern und Frauen zu einer Ordnung bedeutete, in der die Verhaltensnormen verschwommen und ungewiss sind. Das Verschwinden des Werbens ist ein auffälliger Unterschied zwischen traditionellen und zeitgenössischen romantischen Praktiken und verdient eine nachdrücklichere Untersuchung, als das bisher der Fall war. Mit der Untersuchung des traditionellen Werbens möchte ich zwei soziale Formen, zwei Grammatiken sozialer Bindungen vergleichen und damit die Beschreibung des vormodernen Werbens beträchtlich vereinfachen sowie einen scharfen Kontrast zwischen Tradition und Gegenwart ziehen. Die Grenzen dieser Strategie sind mir wohl bewusst, dennoch bin ich zuversichtlich, damit wenn schon nicht die Feinstruktur dieser sozialen Gegebenheiten, so doch wenigstens das Wesen der *Verschiebung* einzufangen, welche die Praktiken des Werbens durchlaufen haben.

Das Werben ist eine formale soziale Interaktion. Möglich wurde das Werben, sobald die Eltern des Paares ihr Einverständnis gegeben hatten, womit es zum öffentlichen Ausdruck familiärer Zustimmung wurde. Sobald jedoch junge Leute unabhängiger und souveräner in ihren Entscheidungen wurden, stellte das Werben – durch den Gefühlsaustausch und die wechselseitige Eignungsprüfung – einen Rahmen für die Entscheidungsfindung dar. Somit war das Werben der soziale Rahmen für organisierten, ritualisierten Ausdruck, Erwiderung und Austausch von Gefühlen gemäß den Regeln, die beiden Parteien bekannt waren. Es war auch ein Rahmen für die Entscheidungsfindung hinsichtlich der Eheabsicht.

Als soziale Interaktion besitzt das Werben einen Anfang, folgt ritualisierten Ablaufregeln und findet sein formales Ende üblicherweise im Heiratsantrag, gelegentlich jedoch auch in der Auflösung der Verbindung. Das Werben war damit nicht nur ritualisiert, es hatte auch ein erklärtes Telos, da sein Sinn und Zweck die Ehe war. Als regelhafter Vorgang, der die subjektive Lust und den objektiven Imperativ zur Ehe generiert und organisiert, war die Werbung ein formaler Interaktionsrahmen, der individuelle Gefühle kanalisierte und modulierte. Das Werben bot damit die Kulturtechniken, um diese Entscheidung zu fällen, und

stellte den Rahmen zum Gefühlsaustausch entsprechend sozialen Vorgängen, in welchen die Gefühlswelt sich selbst festigen und sozusagen um Rituale und Regeln herum kristallisieren konnte.

Wie ich im Folgenden zeige, räumte das vormoderne Werben verglichen mit modernen Verhaltensregeln insofern viel Ungewissheit aus dem Weg, als dass es eine relativ berechenbare soziale Form war. Berechenbarkeit ist eine grundlegende Maßgabe sozialer Interaktionen. Sie resultiert aus der Gewissheit (oder Ungewissheit) der Akteure hinsichtlich der Definition einer Beziehung, ihrer Stellung in dieser Beziehung und den Regeln, wie eine solche Beziehung zu führen ist. Gewissheit kann beschrieben werden als „die (Un-)Fähigkeit, ein Verhalten in sozialen Situationen zu beschreiben, vorherzusagen oder zu erklären.“ (Salomon und Knobloch, S. 805) Einige soziale Zusammenhänge erzeugen Unsicherheit, andere hingegen Gewissheit. Das Sicherheit-Unsicherheit-Kontinuum hat viele emotionale Konsequenzen, die sich eher aus strukturellen als aus individuellen Interaktionsmerkmalen ergeben. Das Resultat des Werbens als soziale Form bezeichne ich als emotionale Gewissheit. Emotionale Gewissheit – die eigenen Gefühle und die des anderen entschlüsseln und daraufhin eine Reihe berechenbarer Abfolgen durchlaufen – wurde möglich durch die moralische Natur des Werbens. Diese lässt sich analysieren und in die folgenden Bestandteile zerlegen.

1. Normative Gewissheit

Normative Gewissheit gehört zu den gefühlten Normen und Werten, die sexuelle/romantische Beziehungen regeln sollten. Je klarer die in einer Interaktion geltenden Normen ersichtlich sind (bewusst oder nicht), desto berechenbarer verläuft die Interaktion. Beim traditionellen Werben waren die Interaktionen selbst normativ, weil Sexualität durch die Religion streng reguliert wurde.

2. Existentielle Ungewissheit

Normative Gewissheit führt zu dem, was ich existentielle Gewissheit nennen könnte, also die gefühlte Übereinstimmung zwischen subjektiver und objektiver (sozialer) Erfahrung. Dank existentieller Gewissheit kann man die Frage „Wer bin ich in dieser Situation? Wer ist der andere für mich?“ einfach beantworten. Im Ergebnis fällt auch die Antwort auf die Frage „Was schulde ich dieser Person in dieser Situation?“ nicht schwer.

Existenzielle Gewissheit leitet sich aus der Tatsache her, dass wir den Bedeutungsrahmen einer Interaktion erkennen und unseren Platz und unsere Rolle darin begreifen. Umgekehrt ergibt sich existenzielle Ungewissheit aus der Unkenntnis der Bedeutung einer Interaktion und zeichnet sich durch die Tatsache aus, dass wir unsere Rolle und unseren Platz darin nicht verstehen. Existenzielle Gewissheit führt zu Interaktionen, in denen Klassen- und Geschlechtergrenzen klar und kaum verhandelbar sind. Existenzielle Gewissheit im Werben leitete sich nicht nur aus klaren Geschlechterrollen und dem Wissen her, dass die Ehe für alle Beteiligten zentral war, sondern auch aus der Tatsache, dass das Werben eine zutiefst narrative und sequenzierte Struktur besaß. Genauer gesagt verfolgte das Werben ein Telos und damit eine eingebaute narrative Struktur, die sich wiederum aus seinem normativen Kern herleitete, der sich um die enge Verwobenheit von Sexualität, Liebe und Ehe drehte. Dieser normative Kern verlieh dem Werben eine narrative Struktur und machte den Vorgang des Liebens zu einer sequenziellen Erfahrung. Man bewegte sich von einer Phase zur nächsten, und die „Richtung“ der Interaktion gab Gewissheit über ihre Bedeutung und die Rolle, die jede/r zu spielen hatte. „Es gab eine etablierte Folge von Ereignissen, die zur Ehe führte, einschließlich der Bestellung des Aufgebots, um den Kommentar und die Meinung der Gemeinschaft einzuholen.“ (Ich glaube, das ist Gillis; entweder Gillis oder Bulcroft; S. 49.)

Sowohl das Werben wie auch die romantische Liebe verliefen daher strikt narrativ: Sie hatten eine Abfolge, sie waren zielführend, denn sie hatten ein Telos, ein narratives Ziel, eben weil sie stark von religiösen Normen reguliert waren.

3. Emotionale Gewissheit

Der dritte Mechanismus, der beim Werben für Gewissheit sorgte, lag in der **Verdinglichung** der Gefühle durch Pfänder und Geschenke. Der Austausch von Geschenken und Pfändern (unterschiedlichen Wertes) war von großer Bedeutung, da diese Geschenke die Absichten beider Partner bezeichneten und besiegelten. In seinem Buch *For Better and For Worse* behauptet der Historiker Gillis: „Die Absicht des Schenkenden hatte viel damit zu tun, ob das Geschenk über bindende Kräfte verfügte. Starke Gefühle besaßen angeblich übernatürliche Kräfte, weshalb man mit seinen Ausdrucksmitteln sorgsam und indirekt umging.“ Gegenstände spielten in der Verdinglichung der Beziehungen eine wichtige Rolle, das heißt, in

der Bezeichnung ihres Fortschritts und ihrer Taktung, indem sie ihren Anfang, ihre Mitte und ihre Entschlossenheit markierten. So war es zum Beispiel Brauch, einen Dreier zu zerbrechen und die Teile als Pfand für das Versprechen zu behalten. Wurde das Werben abgebrochen, musste jeder seinen Teil zurückgeben. Mit anderen Worten, Gefühle und die Beziehung wurden in eine greifbare, konkrete Ordnung gebracht. Sie bekamen eine ontologische Objektivität, indem eine Beziehung in einen Gegenstand übersetzt, greifbar gemacht und verdinglicht wurde. Emotionen und Beziehungen wurden über Dinge verhandelt und bestätigt. Darüber hinaus waren Geschenke verpflichtend: „Geschenke wurden Zauberkräfte zugesprochen, so dass das Überreichen von Haarlocken, Kleidungsstücken oder auch eines Kusses den einen in den Besitz des anderen brachte.“ S. 33 (Gillis, *For Better and for Worse*)

4. Informative/Evaluative Ungewissheit

Evaluative Gewissheit lässt sich am besten zum Beispiel dadurch erreichen, dass andere über soziale Netzwerke zu uns kommen und ihre Bewertung zusammen mit vielen verschiedenen anderen erfolgt. „Partner kamen entweder aus demselben Dorf oder derselben Stadt oder kannten sich über einen gemeinsamen Wohnort während der Anstellung. Die meisten Paare kannten sich schon vor der Hochzeit über religiöse oder Gemeindegruppen und, wie oben bemerkt, wurden viele Ehen zwischen Bedienten und Lehrlingen im selben Haushalt geschlossen.“ (Bulcroft, S. 69) Die Mehrheit kannte ihren Ehepartner aus dem Dorf oder der Stadt oder über seinen Ruf. Durch die Art der Informationsbeschaffung wurde die Bewertung zu einem kollektiven Vorgang.

Freiheit, Vertrauen und Misstrauen

Die Ansicht, dass Liebe und Familie liberalisiert werden mussten, passte zum 18. und 19. Jahrhundert, als um emotionale Autonomie gekämpft wurde. Aber Freiheit bleibt nicht statisch. Sobald sie erlangt ist, wird sie institutionalisiert, und ist sie erst eine Institution (im Gesetz oder auf dem Konsummarkt), verändert sie eben jene Beziehungen, die sie zuvor aus ihren Banden erlöst hatte.

Intimität ist nicht mehr – wenn sie es je war – ein Vorgang, bei dem zwei vollbewusste Subjekte einen Vertrag schließen, dessen Bedingungen

beiderseits bekannt und akzeptiert sind. Vielmehr ist gerade die Möglichkeit, einen Vertrag einzugehen, seine Bedingungen zu kennen, zu wissen und zu akzeptieren, wie ein solcher Vertrag einzugehen ist, ausgesprochen schwer greifbar geworden. Die „reine Beziehung“ gründet auf einem Verständnis von Wille und Gesellschaftsfähigkeit, das kaum noch eine Rolle spielt. Für Giddens ist ein solcher Wille frei, kennt seine Bedürfnisse und ist in der Lage, mit anderen über diese Bedürfnisse zu verhandeln, mit einem Wort, es ist ein vertraglicher Wille. Damit ein Vertrag zustande kommt, müssen sich die Parteien über die Bedingungen einig sein; ein Vertrag setzt voraus, dass man weiß, was man will; es bedarf eines Verfahrens, um den Vertrag einzugehen und einer Strafe, falls eine der beiden Parteien in Verzug kommt. Per definitionem enthält ein Vertrag schließlich auch Klauseln gegen Überraschungen. Die Institutionalisierung der Freiheit allerdings hatte den gegenteiligen Effekt. Sie machte nämlich Gegenstand, Rahmen und Ziel sexueller und emotionaler Transaktionen zutiefst ungewiss, stellte sie jedem anheim und in dauernden Wettbewerb, so dass die Vertragsmetapher nicht mehr geeignet war, um die negative Dynamik von Beziehungen zu fassen. Die Akteure wissen schlicht nicht mehr, wie die Beziehung, auf die sie sich einlassen, zu definieren oder zu bewerten ist. Sexuelle und emotionale Freiheit haben eben jene Möglichkeit, die Bedingungen einer Beziehung zu definieren, zu einer offenen Frage gemacht, zu einem zugleich psychologischen und soziologischen Problem. Sexuelle oder romantische Beziehungen unterliegen nun nicht mehr einer vertraglichen Logik, sondern einer generellen, chronischen und strukturellen Ungewissheit. Wo die Struktur des Werbens die Ungewissheit mithilfe einer Reihe von (vorstehend analysierter) sozialer und kultureller Mechanismen aus dem Weg räumte, schuf sexuelle Freiheit eine neue soziale Erkenntnistheorie und einen psychischen Apparat zum Umgang mit Ungewissheit. Während Freiheit der normative Horizont unserer Epoche bleibt, ist das, was Axel Honneth soziale Freiheit nennt – die sich in der Fähigkeit ausdrückt, mit und für einander verantwortungsvoll und sozial zu handeln -, kolonisiert worden von dem, was er negative und expressive Freiheit nennt, der Wunsch des Einzelnen, die eigene Freiheit nicht durch die Ansprüche anderer behindert zu wissen, und der Gebrauch von Beziehung als Spielraum zur Selbstdarstellung.

Das Aufkommen negativer Bindungen

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts traten laut Sexualhistorikern ²⁾ neue Normen sexuellen Vergnügens auf den Plan: durch die Kommodifikation des Vergnügens, die Popularisierung der Sexualwissenschaft durch die Medienbranche, durch sexuelle Themen und Bilder in Massenmedien, das Aufkommen der Sexologie, Psychoanalyse, den therapeutischen Ratgebermarkt, der Sexualität als ein durch leidenschaftslose wissenschaftliche Kategorien zu lösendes Problem behandelte. Der moralische Diskurs über Sexualpraktiken veränderte sich dramatisch durch den Feminismus, die Demokratisierung, das Wachstum der Städte und das Aufkommen eines Vergnügungssektors. Sexualität war nun geprägt von medizinischen Diskursen, sie wurde zu einem natürlichen Trieb gemacht, der moralisch neutral zu behandeln war. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts und Hand in Hand mit der Verfestigung der Konsumkultur nahmen vorehelicher Sex, Masturbation oder Petting zu und fanden in Konsumstätten und großen Städten die Freiheit der Anonymität (insbesondere in Tanzsälen, Kinos, Autos, Cafés). Noch signifikanter wurde Sexualität vielleicht durch den Verbrauchermarkt geprägt, durch die Körperikonen und den unendlichen Strom an Mode- und Kosmetikartikel, die den Körper sexualisierten. Einmal dem Reich der Scham und Geheimnistuerei entkommen, fütterte die Sexualität die visuellen Technologien mit Modellen mit perfekten und aufreizenden Körpern in Situationen tatsächlicher oder möglicher sexueller Interaktionen. Die Werbebranche und Hollywood hatten außerdem ein ökonomisches Interesse an der sexuellen Befreiung, konnten sie doch visuell attraktive und verkäufliche Inhalte schaffen, wobei Sex und Romantik zentrale visuelle Motive waren, aus denen sich kinematische Formeln und Produkte bauen ließen. Die Helden dieser neuen Kultur waren Kinostars, die zugleich sexuelle Attraktivität, Schönheit und ein intensives, erotisches und romantisches Leben kultivierten. Eine wichtige Rolle bei der Werbung für neue Möglichkeiten, den Körper zu kultivieren, spielten Frauen- und Prominentenzeitschriften mit den Themen Schönheit, Attraktivität, sexueller Abenteuerlust und Liebe. Die Kulturbranchen wuchsen, und Leute aus den mächtigen Branchen Kino, Fernsehen, Werbemodellage, den Künsten, Mode, Kosmetik, Haarindustrie, alle diese Gruppen kultivierten ihre körperliche Erscheinung und spielten eine wichtige Rolle bei Förderung und Verbreitung neuer sexueller Normen. ³⁾

Der Sexualhistoriker Garton fasst das Ziel der sexuellen Revolution aus der Sicht einiger ihrer Befürworter zusammen. Sie sollte „Frauen von der Tyrannei der Biologie befreien, die Kernfamilie beenden, zur polymorphen, perversen Sexualität zurückkehren und Männern und Kindern erlauben, sexuell alles zu tun, was sie wollten.“ (S. 210) Ein Ende der Unterdrückung, Befreiung der Lust, Erkunden vieler sexueller Formen, sexuelles Vergnügen um seiner selbst willen, Ablegen sexueller Tabus – all das wurde ideologisch und ausdrücklich als neue Freiheit und als neue Definition eines guten Lebens hingestellt.

Die wichtigste, radikale Neuerung der sexuellen Revolution und Ideale sexueller Freiheit, die verschiedene demokratische Bewegungen für sich beanspruchten, bestand in der Trennung der Sexualität von religiösen und moralischen Diskursen und ihrer Verbindung mit neuen kulturellen Kategorien wie dem Recht der Frau auf ihren Körper, dem Vergnügungswert von Sex und der Einvernehmlichkeit. Die sexuelle Revolution machte Sex zu einer autotelischen sozialen Form, einer Form sozialen Handelns also, die selbstbezüglich war, abgetrennt von moralischen Hierarchien, Tabus und Vorschriften. Ihn zu erleben und danach zu streben, wurden Güter an sich selbst. Zwar blieb Sexualität der Gegenstand intensiver moralischer und sozialer Kämpfe, jedoch hatte sich deren Schwerpunkt verschoben: Die Zeitgenossen befassten sich weder mit der religiösen Bedeutung von Sex in oder außerhalb der Ehe noch mit der Frage, was Männer und Frauen sich gegenseitig vor der Eheschließung schuldig waren. Vielmehr standen Fragen sexueller Gleichheit und Einvernehmlichkeit, von Vergewaltigung, Abtreibung, Pornografie, sexueller Belästigung oder Schwangerschaften bei Jugendlichen im Fokus sozialer und öffentlicher Auseinandersetzung. Das moralische Vokabular von Sexualität verschob sich: Alle sexuellen Praktiken waren zulässig, solange sie einvernehmlich waren. Das hieß, dass die Definition und Regulierung der Einvernehmlichkeit zum wichtigsten moralischen Faktor wurden. Hinter den moralischen Debatten über die Beschränkungen der Abbildungen von Frauenkörpern in der Werbe-, Film- und Pornoindustrie oder die Frage der Trennung sexueller Lust von Machtbeziehungen standen insofern auch Fragen der Einvernehmlichkeit, als dass diese Debatten von der grundsätzlichen Frage begleitet waren, wie sehr Frauen sich in Industriezweigen (Werbung oder Pornografie) engagieren sollten, die sie erniedrigten und verdinglichten. Die moderne Sexualethik versuchte sich an der Balance zwischen sexuellem Pluralismus und

Toleranz auf der einen und der nachdrücklichen Forderung nach mehr Respekt für körperliche Unversehrtheit und sexueller Einvernehmlichkeit auf der anderen Seite. Die Wirkung war überwältigend: der sexuelle und romantische Kontext wurde von seiner wuchernden Normativität (gut/schlecht, moralisch/unmoralisch) befreit und diese durch eine schlanke, verfahrenstechnische ersetzt (Welche Verhaltensregeln gewährleisteten Einvernehmlichkeit? Steht individuelles Einvernehmen dem guten Leben entgegen?). Diese Verschiebung von dichter zu verfahrenstechnischer Normativität verwandelte die heterosexuellen Beziehungen in ein Reich der Ungewissheit. Während traditionelle Sexualität und romantische Liebe soziale Beziehungen auf rituelle und etablierte Weise aufbauten, wurden zeitgenössische Liebe und Sexualität beherrscht von dem, was ich negative Sozialität nenne.

Am stärksten werden diese Veränderungen vielleicht durch das Aufkommen von „unverbindlichem Sex“ („casual sex“) veranschaulicht, der hier als eine Form von Sexualität verstanden wird, die um ihrer selbst willen stattfindet, klar abgesetzt von vorehelichem Sex und von Sex in einer Beziehung. Unverbindlicher Sex war das Ergebnis neuer Sexualideologien und neuer Lokalitäten – in Städten und auf dem Universitätsgelände –, mit deren Hilfe Männer und Frauen aus unterschiedlichen geografischen, ethnischen und sozialen Standorten miteinander verkehren konnten, weitab der sozialen Kontrolle, die formell oder informell durch die Primär- oder Sekundärgruppen jedes Einzelnen ausgeübt wurde. Durch diese neuen Lokalitäten für Verbraucher und die gemischtgeschlechtliche Unterbringung auf dem Universitätsgelände wurde sexuelles Ausprobieren zu einem festen Bestandteil des Übergangs ins Erwachsenenalter und des Erwachsenseins selbst. Denn sexuelles Ausprobieren fand in sozialen Räumen statt, die außerhalb der sozialen Netzwerke von Familie oder Nachbarschaft lagen, ihm fehlte die implizite informelle Kontrolle, die durch geografischen Nähe bestanden haben muss. Das Resultat dieser Interaktionen fernab der Kontrolle der Gemeinschaft hat Erica Jong mit ihrem denkwürdigen Terminus vom „zipless fuck“ gefasst – gemeint ist eine Interaktion frei von Schuld und Scham, ohne ein anderes übergeordnetes Ziel als seine Ausübung. Da Scham und Schuld zwei moralische Empfindungen sind, kann der „zipless fuck“ auch als eine Form von Sex ohne moralische Normen oder das Streben nach sozialer Bindung definiert werden. Unverbindlicher Sex hat sich seit den 1960ern zu einer eigenständigen sozialen Form entwickelt, mit eigenen

Codes und Bezeichnungen wie Aufreißen, Bettbekanntschaft, Fuck-Buddy. Was zeichnet diese soziale Form nun aus? Um diese Frage zu beantworten, möchte ich zuerst einige der auffälligsten Auswirkungen von unverbindlicher Sexualität auf die heterosexuelle Gesellschaft schildern.

Zunächst brach unverbindlicher Sexualität romantische Begegnungen von innen heraus in drei verschiedene kulturellen Logiken, Institutionen und Diskursen auf: Heiratsmarkt, emotionale Erlebnisse und sexuelle Praktiken. Drei kulturelle Strukturen – die romantische, die eheliche, die sexuelle – existieren auf unterschiedlichen sozialen Ebenen, wobei alle unterschiedliche oder sogar sich widersprechende phänomenologische und normative Strukturen besaßen. Die Autonomisierung dieser drei Pfade bedeutet, dass sich Sex recht unabhängig von emotionalem Austausch oder von gemeinsamer Lebensführung erkunden lässt und dass jede dieser Verhaltenssphären, wiewohl untereinander verbunden, nun einer eigenen kulturellen Logik folgt. Das Aufsplittern in unterschiedliche kulturelle und emotionale Logiken ist ein Haupteffekt sexueller Freiheit, mit dem Ergebnis, dass Beziehungen nicht *a priori* definiert sind und dass sie strukturell nicht mehr von vornherein auf eine stabile Langzeitbeziehung ausgerichtet sein müssen. Das bedeutet also, dass das Ziel der Beziehung nicht unbedingt in die Begegnung eingebaut ist. Zweitens ergab sich aus unverbindlichem Sex eine neue Form der Beziehung, in der sexuelle Attraktivität und Leistung Eigenschaften der Identität und als solche sowohl überprüft als auch über die Zahl der Partner als Statuszeichen ausgestellt wurden, ein wichtiges Zeichen einer begehrenswerten Persönlichkeit, so dass Sexualität zu einer Art Selbstdarstellung wurde. In ihren Memoiren „Not that kind of Girl: Was ich im Leben so gelernt habe“ berichtet die gefeierte Autorin von *Girls* Lena Dunham über ihre Adoleszenz und ihren Eintritt in das Erwachsenenalter anhand eines Narrativs, das ich als Narrativ sexueller Kompetenz bezeichnen würde. Ihr Eintritt ins Erwachsenenalter wird beschrieben als ein langer, wiederholter Versuch, ihre Jungfräulichkeit zu überwinden (wobei Jungfräulichkeit unmissverständlich als Quelle von Scham dargestellt wird). Sexualität ersetzt nun das Narrativ der „Schule der Empfindsamkeit“: Sie ist der und bezeichnet den Eintritt ins Erwachsenenalter; darüber hinaus definiert sie die Begehrtheit des jungen Menschen, der erwachsen wird. Insofern können wir von einer neuen kulturellen Ordnung sprechen, in der Sex, sexuelle Aktivität, sexueller Status sich als wesentliche Bestandteile des Erwachsenwerdens und als

neuer Horizont der Persönlichkeitsbildung darstellen. Drittens ist mit unverbindlichem Sex die Zahl tatsächlicher und möglicher Partner angestiegen, womit sich das Wesen der emotionalen Erfahrung in der romantischen Begegnung deutlich verändert hat und es schwerer fällt, andere in ihrer Eigenart wahrzunehmen, und Sexualität zwangsläufig mit emotionaler Distanz einhergehen muss. Unverbindliche Sexualität erfordert also ein aktives Training der eigenen Emotionen und die Fähigkeit, rasch von einem Objekt auf ein anders umzuschalten. Schließlich war die Verallgemeinerung unverbindlichen Sexes begleitet von einem neuen körperlichen Gebaren. Der Körper musste nun Zeichen sexueller Attraktivität aussenden (sexy sein), womit Frauen und in geringerem Maße auch Männer von Konsumgütern und dem Verbraucherfreizeitmarkt abhängig waren. Die gemeinsame Abhängigkeit von Sexualität und der Schönheits-Mode-Sportindustrie kann nicht hoch genug bewertet werden. Genauso, wie weibliche Jungfräulichkeit die moralische und kulturelle Weltsicht und politische Macht der Kirche widerspiegelte, spiegelte unverbindliche Sexualität die Werte, Ikonen und Praktiken wider, die die Konsumkultur hervorbrachte.

Angesichts dieser Elemente möchte ich nun unverbindlichen Sex als besondere Form sozialer Interaktion aus der Tradition des Sozial-Interaktionismus und der Phänomenologie heraus befragen (Lauman, England, Bogle). Ich möchte mich jetzt mit der Frage befassen, welche Merkmale eine soziale Interaktion auszeichnen, die nicht von dichter Normativität belastet ist. Unverbindlicher Sex ist nicht nur eine selbstbezogene soziale Form, sondern hat Auswirkungen auf die Struktur von Beziehungen und ihr Zustandekommen sowie auf die Struktur von Begegnungen insgesamt.

Der kulturelle Rahmen von unverbindlichem Sex

Für Goffman sind Interaktionen innerhalb von Rahmen organisiert, wobei Rahmen kognitive, perzeptive und soziale Prozesse sind, mit denen Akteure die Hinweise, Schemata und Muster einer Interaktion erkennen können, um diese einzuordnen und sich darin zu orientieren (Rahmenanalyse). Unverbindlicher Sex ist ein kultureller Rahmen mit den folgenden Eigenschaften.

Unverbindlicher Sex geschieht häufig zwischen zwei Fremden, was durch Sex-Apps wie Tinder, das die schnelle Begegnung zweier Menschen

für Sex oder für eine Beziehung möglich macht, wesentlich verschärft wurde. Viele Berichte über unverbindlichen Sex betonen, dass einer oder beide Partner den Namen des anderen nicht kannte(n). Unverbindlicher Sex **ist eine Beziehung zwischen Fremden** und passt gut zu den anonymen und flüchtigen Interaktionen des modernen Lebens sowie zu den Interaktionen von Konsumenten. In diesem Sinn steht unverbindlicher Sex zwischen zwei entgegengesetzten Polen: Distanz und Fremdheit auf der einen Seite (bei Interaktionen, wo man den Namen des anderen nicht kennt) und Nähe auf der anderen Seite (kulturelle Anzeichen für Nähe sind u. a. Nacktheit voreinander, Teilen eines Schlafzimmers oder Bettes, gemeinsames sexuelles Vergnügen). In unverbindlichem Sex vermischen sich also Eigenschaften gegensätzlicher Formen des Sozialen. Darüber hinaus schwächen Anonymität und Fremdheit die Regel der Gegenseitigkeit in der Sexualität beträchtlich. Ein junger Mann, der in einem Artikel der New York Times zur Kultur der unverbindlichen Begegnung zitiert wurde, formulierte es so: „Duvan Giraldo, 26, Softwareingenieur in Elmhurst, Queens, sagte, dass es ‚immer meine Mission ist‘, einen Partner zu befriedigen, fügte aber hinzu, ‚ich gebe mir nicht so viel Mühe wie wenn ich mit jemandem zusammen bin, der mir wirklich etwas bedeutet.‘ Und über Frauen, die er gerade erst kennengelernt hatte, sagte er, es könnte unentspannt werden, über besondere Bedürfnisse im Schlafzimmer zu sprechen. ‚In dem Punkt ist man sich praktisch fremd‘, sagte er.“⁴⁾ Steven Seidman schreibt, unverbindlicher Sex sei „vergnügungsorientiert“, handlungsbasiert, austauschbar, und „jede Erwartung hinsichtlich Intimität, Verbindlichkeit und Verantwortung beschränkt sich auf die Begegnung selbst.“⁵⁾ Insofern mag unverbindlicher Sex wie eine enge Beziehung erscheinen, ist aber wie eine Begegnung zwischen zwei Fremden aufgebaut, die einander aus funktionalen Gründen brauchen und keine Beziehung erwarten, die sich über die Befriedigung ihrer Bedürfnisse hinaus fortsetzt.

Mit dem Wegfallen der Gegenseitigkeit fällt mit unverbindlichem Sex auch die narrative Linearität von Begegnungen weg, die Lust oder Fähigkeit, die Beziehung weiter fortzusetzen, sich in die Zukunft zu projizieren; er konzentriert sich auf die Gegenwart und lässt die Frage der Gegenseitigkeit unbeantwortet, da das Ziel der Interaktion das eigene Vergnügen ist (das Vergnügen des anderen dient als Beleg für die eigene sexuelle Kompetenz, Vergnügen zu stiften, und ist nicht das objektive Ziel der Interaktion.)

Die Struktur der Gegenseitigkeit ist bei unverbindlichem Sex nur schwach vorhanden, und vielleicht ist daher auch die Definition des Gesamtrahmens der Begegnung ungewiss. In ihrer Studie *Hooking up* zeigt die Autorin Kathryn Bogle eine erstaunliche Verwirrung über das Ziel unverbindlicher Begegnungen, in der Frauen (und Männer) häufig angeben, dass Beziehungen „sich in viele verschiedene Richtungen entwickeln können“, die sie im Vorhinein noch nicht kennen. Beim Aufreißen scheint vollständige Ungewissheit über das jeweilige Ziel der Interaktion und ihren gesamten Rahmen zu herrschen. Auch über die Definition des Aufreißens herrscht Uneinigkeit, so dass einige darunter nur Küssen verstehen, während es für andere Oralsex bedeutet, Geschlechtsverkehr aber ausgeschlossen ist und wieder andere es als Möglichkeit verstehen, sich in Richtung Beziehung umzusehen. Die meisten Frauen, die Bogle befragte, hatten das Gefühl, dass sie das Ergebnis einer solchen schnellen Bekanntschaft nicht vorhersagen können, dass die Interaktion schlicht unberechenbar wäre: „Aufreißen ist wie Würfeln.“⁶⁾ Wir können das anschaulicher machen, indem wir untersuchen, wie eine beliebte Internetseite namens AskMen die Tinder-Revolution kommentiert. „Tinder ist zur wichtigsten Anlaufstelle für junge Leute geworden, die einen Partner suchen, eine **schnelle Bekanntschaft** machen oder einfach sehen wollen, wen es sonst noch so gibt.“ Seit April 2015 blättern Kunden täglich durch 1,6 Milliarden Profile und stellen über 26 Millionen Kontakte her. Seit die Software **2012** auf den Markt kam, wurden über 6 Mrd. Kontakte hergestellt. Mittlerweile ist Tinder in der Welt der Partnersuche derart verbreitet, dass es für viele junge Leute diese Welt *ist*: die jederzeit verfügbare Methode im Taschenformat, die Traumfrau zu finden oder immerhin eine von Freunden verbürgte Bekanntschaft.“⁷⁾

Tinder kann bloß schneller, entsorgbarer Sex sein oder auch die Möglichkeit, die „Traumfrau“ kennenzulernen, und unterstellt damit große Flexibilität in der Definition des Rahmens. Damit ist das gegeben, was ich „Verwirrung bezüglich des Rahmens“ oder „Ungewissheit bezüglich des Rahmens“ nenne, die Schwierigkeit zu wissen, unter welchem Rahmenbedingungen wir operieren und so einen wahrscheinlichen Handlungsverlauf vorherzusagen. Das Werben und das Kennenlernen folgten einem genauen Protokoll, sowohl praktisch als auch kognitiv (ein Mann kommt nach Hause, lernt ein Mädchen kennen, geht mit ihr Tanzen oder ins Kino, bringt sie mit nach Hause, gibt ihr einen Kuss, danach Knutschen), moderner unverbindlicher Sex hat kein zeit-

liches Ablaufprotokoll. Mit anderen Worten, unverbindlicher Sex zwingt die Psyche, sich nicht auf eine Zeitleiste zu projizieren und nicht auf Handlungsabfolgen über die unmittelbare Begegnung hinaus einzulassen. Sein Protokoll ist mehr visuell als zeitlich, d. h. es hat eher mit dem visuellen Bild von Küssen und Sex zu tun, weniger mit den zeitlichen Sequenzen einer Beziehung. Unverbindlicher Sex bringt Männer und Frauen in die paradoxe Situation, Vergnügen zu suchen, aber dieses Vergnügen nicht auf eine zeitliche Ebene zu projizieren, Vergnügen zu haben ohne die Lust, dass es andauert oder sich wiederholt, wenigstens nicht mit derselben Person. Unverbindlicher Sex ist in diesem Sinne eine abstrakte soziale Form, die nicht auf Besonderheit eingestellt ist. Unverbindlicher Sex führt also zu einer Anonymisierung von Beziehungen, der Austauschbarkeit von Personen und Körpern, einer Verwirrung hinsichtlich des Rahmens, wenigstens im Fall von heterosexuellen Begegnungen.

Im Gegensatz zu schwulem Sex besteht bei heterosexuellem unverbindlichem Sex die Wahrscheinlichkeit, dass er Desorganisation und Sorge hervorruft, da Heterosexualität von sich überschneidenden und widersprüchlichen institutionellen Rahmen strukturiert wird, von unterschiedlichen Narrativen und Machtbeziehungen. Bei schwulem unverbindlichem Sex verhalten sich männliche Partner in sehr klaren, unmissverständlichen kulturellen Rahmen, die Beteiligten haben dieselben Erwartungen und betrachten einander als gleich mächtig und sind daher die glückliche Umkehrung der normativen Hetero-Sexualität („straight sex“).

Daraus folgt ein weiteres und vielleicht das interessanteste soziologische Merkmal unverbindlichen Sexes, dass nämlich das Aufreißen, der One-night-stand, die Sexparty, der „zipless fuck“ als Beziehungen *ohne Erwartungen* definiert werden. Hinsichtlich der Phänomenologie von Interaktionen ist dies sehr ungewöhnlich, da die meisten gesellschaftlichen Beziehungen Erwartungen irgendeiner Art mit sich bringen. In diesem Sinn fehlt unverbindlichem Sex eine Struktur der Gegenseitigkeit und der Projektion in die Zukunft.

Erwartungen sind bloß eine andere Bezeichnung für die Normativität der Geselligkeit und dessen, was wir von und in Beziehungen erwarten. Es ist ein soziologischer Aufwand, keine Erwartungen zu haben, da dies einem signifikanten Teil von Geselligkeit widerspricht, die ja gerade auf Gemeinsamkeit, Ritualen, Projektion in die Zeit und auf Erwartungen basiert.

Andere Belege für die Tatsache, dass unverbindlicher Sex einen Aufwand darstellt und nicht so spontan ist, wie er oft dargestellt wird, finden sich in der Tatsache, dass viele Frauen sich nach unverbindlichem Sex schuldig fühlen, insbesondere wenn der Verkehr innerhalb von 24 Stunden nach dem Kennenlernen des Mannes stattfand und keine weiteren Treffen folgten. Viele haben diese negativen Gefühle als Hinweise auf die Existenz doppelter Maßstäbe verstanden – Männer können unverbindlichen Sex haben, ohne eine symbolische Strafe zu erhalten – und von der immer noch mächtigen Kultur der Scham, die Sex umgibt. Ich widerspreche dieser Auslegung allerdings, da sie die Sexualität der Männer implizit als Bezugspunkt setzt, an dem die Sexualität der Frauen gemessen wird. In einer Langzeitstudie von Frauen, die nie Sex hatten („Jungfrauen“) und die zum Sex übergingen, stellten Grello u. a. fest, dass bei Untersuchung und Vergleich von Jugendlichen, die zu romantischem Sex übergingen mit Jugendlichen, die zu unverbindlichem Sex übergingen, Letztere deutlich häufiger an Depression litten, Opfer von Verbrechen wurden oder selber Verbrechen begingen. Andere Forscher stellten fest, dass Collegestudenten, die Erfahrungen mit unverbindlichem Sex hatten, ein geringeres Selbstwertgefühl hatten als Collegestudenten, die romantische sexuelle Beziehungen oder, noch überraschender, die überhaupt keine sexuellen Beziehungen hatten. Darüber hinaus nahmen die Autoren an, dass die Schuldgefühle von Personen, die unverbindlichen Sex hatten, zu einem geringen Selbstwertgefühl führen könnte (Paul u. a., 2000). In vielen Studien besteht eine belastbare Korrelation zwischen geringem Selbstwertgefühl und unverbindlichem Sex, und während die Gelehrten sich über die Richtung dieser Korrelation den Kopf zerbrechen, kann man sagen, dass unverbindlicher Sex – ungeachtet dieser Richtung – das Selbstwertgefühl nicht steigert. Schuld, Reue, Scham, Alkoholkonsum – das alles scheint darauf hinzuweisen, dass es für eine beträchtlichen Teil der Frauen eine Diskrepanz gibt zwischen dem Ausüben von unverbindlichem Sex und ihrer vorherigen Selbsteinschätzung, ihrer Definition von Beziehungen überhaupt. In gewissem, aber begrenztem Umfang ist dies den weiterhin geltenden doppelten Maßstäben im Sex geschuldet, mit denen die Sexualität von Frauen sozial stärker reguliert ist als die von Männern und größere Strafen für ihre Freiheit nach sich zieht. Aber es gibt auch eine subtilere Ursache: Angesichts ihrer unterschiedlichen Aufstellung, wenn es um Fürsorge in der Gesellschaft geht, unterscheiden sich die männliche und weibliche

Sexualität in ihrer Distanziertheit und Emotionalität. Männer sind auf Geburt und Fürsorge nicht eingestellt, weil die soziale Organisation des Patriarchats Männer eher zu Empfängern weiblicher Fürsorge macht, als dass sie selbst Fürsorge spenden, und weil für einige Frauen die Ehe wichtiger für ihre soziale Strategie und ihren Status ist, lässt sich männliche Sexualität mit höherer Wahrscheinlichkeit als distanzierter und stärker losgelöst von sozialen Beziehungen beschreiben als die der Frauen. Ich nenne daher die Sexualität von Frauen eingebunden und die der Männer losgelöst. In der gelungenen Formel von Hamilton und Amstrong (2009) wird die Sexualität der Frauen geprägt vom „Beziehungs-Imperativ“ („relational imperative“).

Zusätzliche Ergebnisse untermauern diesen Punkt: So haben Frauen bei unverbindlichen Begegnungen weniger wahrscheinlich einen Orgasmus als in festen Beziehungen. Zweitens stellten die Autoren in einer Studie mit 152 Befragten fest, dass Frauen mit größerer Wahrscheinlichkeit „sexuelle Reue“ empfinden als Männer (die mit größerer Wahrscheinlichkeit bedauern, diese schnelle Nummer nicht gehabt zu haben). „Weibliche Teilnehmer empfanden mit größerer Wahrscheinlichkeit ‚Reue oder Enttäuschung‘; ebenso grübelten sie über eine schnelle Bekanntschaft und empfanden Scham und Selbstzweifel nach dem Erlebnis. Im Gegensatz dazu fühlten sich Männer eher ‚befriedigt‘“⁸⁾, ein Ergebnis, das mit meiner Behauptung übereinstimmt, dass unverbindlicher Sex eine männliche Form der Sexualität ist. Drittens, wenn Frauen erfolgreich, bewusst und gewollt unverbindlichen Sex praktizieren, scheinen sie einige zentrale Aspekte von Männlichkeit zu empfinden: Macht und Distanz. Dies ist ein Beispiel für einen positiven Bericht einer Frau über unverbindlichen Sex: „Ich hatte viele One-night-stands und viele lange Beziehungen. Sie gehören beide zum Leben, wenn man darauf steht. Eine Frage der Entscheidung. Bei meinen One-night-stands fühle ich mich stark und schön, da ich nur Sex wollte und auch bekam und ohne Erwartungen rausging und (in meiner Vorstellung) alle Macht hatte. Allerdings überraschte mich mein letzter One-night-stand! Er wollte meine Nummer, und ich sagte, wir müssten nicht so tun, als wäre das mehr als eine Nacht gewesen, und dass er meinen Namen vergessen solle.“⁹⁾ Was hier stattfindet ist ein klares **Machtritual durch Distanz und fehlende Erwartungen**. Mit Vergnügen und Genuss wird die Fähigkeit zur Loslösung, zur Sorgenfreiheit, zu Unberührtheit und Kontrolle ausgestellt, das ultimative Zeichen von Autonomie. Unverbindlicher Sex ist eine Zurschaustellung von Autonomie.

Die sozialen Auswirkungen unverbindlicher Sexualität

Lana, 39, Sekretärin, High-School-Abbrecherin, geschieden. Seit der Scheidung sind 7 bis 8 Jahre vergangen, sie hatte viele kurze Beziehungen. Ich finde sie ausgesprochen hübsch und attraktiv.

„Mein Vater und mein Bruder haben mich kontrolliert, jetzt habe ich das Gefühl, niemand kann mich kontrollieren. Mein Mann hat mir immer gesagt, wie ich mich anziehen sollte, wie ich mir die Haare schneiden sollte, mit wem ich reden könnte. Das kann keiner mehr. Wenn man in einem Haushalt aufwächst, in dem der Vater sehr dominant ist, ein Macho, er hat alles kontrolliert, ich wurde als Kind geschlagen. Ich lief weg, flüchtete mich in die Ehe, um von zu Hause wegzukommen, aber mein Mann war noch schlimmer als mein Vater.

Können Sie mir Beispiel für die Männer geben, mit denen Sie kürzlich Beziehungen hatten?

Ich hatte eine Beziehung mit Jackie, das hat nicht funktioniert, weil er nicht nett zu mir war, er hat mich bedroht. Jetzt bin ich mit Kai zusammen, ich mochte ihn sehr, er war zärtlich und süß, aber ich habe ihn über Tinder kennengelernt, das ist eine Sex-Seite, wissen Sie? Es ging also nur um Sex. Ich wusste übrigens nicht, dass es eine Sex-Seite ist, ich wollte mehr als Sex, aber für ihn ging es nur um Sex. Ich glaube, ihm es ging nur um Sex, und etwas anderes konnte er nicht daraus machen. Er verschwand. Hat nicht wieder angerufen. Jetzt habe ich eine Beziehung zu jemandem, den ich durch einen gemeinsamen Freund kennengelernt habe.

Was betrachten Sie als das größte Problem in ihren bisherigen Beziehungen zu Männern?

Sie betrachten Frauen als Sexobjekte. Das ist etwas ganz anderes, als wenn man sich fragt, ob die Person zu einem passt. Dieser neue Typ zum Beispiel, den ich jetzt treffe, hat mich seinen Eltern vorgestellt. Er hat mir signalisiert, dass er es ernst meint, dass ich nicht nur ein Sexobjekt für ihn bin, aber die meisten Männer sehen Frauen nur als Sexobjekte und behandeln sie auch so. Und man weiß nie, woran man mit ihnen ist. Was sie von einem wollen. Ob sie etwas von einem wollen. Manchmal wollen sie nur Sex haben können. Aber wissen Sie, es geht nicht nur darum. Ich wirke wie eine sehr starke Frau, als wäre ich mein eigener Herr, ich bin

sehr unabhängig. Ich habe Angst, von einem Mann kontrolliert zu werden. Ich weiß, dass man in einer Beziehung Kompromisse eingehen muss, gewisse Dinge aufgeben und Opfer bringen muss. Aber vor Abhängigkeit habe ich Angst. Daher strahle ich ein starkes Bild aus und bin sehr Streitbar, ich achte darauf, dass meine Stärke überkommt, dass ich kein Problem damit habe, allein zu sein, dass jeder, der mich will, mich so nehmen muss, wie ich bin. Ich sage den Männern, wenn du mich nicht so nimmst, wie ich bin, wenn du mich verändern willst, dein Pech. Nicht meins. Ich sage ihnen, es ist ihr Pech, wenn sie mich nicht so wollen, wie ich bin, nicht meins. Ich lasse es nie so überkommen, als wären sie eine große Sache, die ich auf keinen Fall verlieren möchte.

(Schweigen.) Als ich jünger war, fühlte ich mich nicht so attraktiv wie andere; mein Arbeitsplatz hat mich sehr verändert. Ich arbeite als leitende Sekretärin an einer Universität. Da habe ich eine Freundin kennengelernt, Annie, die hat mir beigebracht, mich selbst zu lieben und zu wissen, was ich wert bin. Jetzt weiß ich, dass mein Selbstwertgefühl sehr niedrig war. Ich bin mit ihr zu einem Kurs über positives Denken gegangen, das hat mich komplett verändert. Danach hatte ich die Kraft für die Scheidung. Vorher konnte ich das nicht. Ich hatte Angst vor dem Alleinsein. Ich hatte Angst, was meine Familie und meine Freunde sagen würden. Bei der Arbeit bekomme ich viel Unterstützung, bei der Arbeit bekam ich gesagt, wie gut ich bin, wie schön und attraktiv ich bin, hier habe ich also eine Menge Stärkung bekommen. Dadurch bin ich heute so weit, dass es mir egal ist, was die Leute über mich sagen oder denken. Ich habe einen Prozess der Selbstermächtigung durchlaufen. Mein Freund sagt mir jetzt: „Du musst immer die Stärkere sein.“ Das stimmt. Ich muss immer das Gefühl haben, ich wäre die Stärkere.“

Einige Motive hier sind überraschend: vor allem die Tatsache, dass dieser Frau Beziehungen höchst unberechenbar und ungewiss erscheinen. Was sie ungewiss macht, ist ihre Sexualisierung, das heißt, die Möglichkeit, dass der Mann „nur Sex“ sucht, was diese Frau als Ausbeutung empfindet, woran sich zeigt, dass zumindest für einige Frauen ausschließliche Sexbeziehungen den Interessen des Mannes dienen. Die Sexualisierung von Beziehungen erzeugt also eine Vielzahl von Möglichkeiten und Ungewissheit, die hier als Nachteil für die Frau empfunden wird und die Persönlichkeit zu Schutzmaßnahmen nötigt. Darüber hinaus werden Beziehungen als mögliche Risiken für das Selbstwertgefühl wahr-

genommen, gerade wegen der Gefahr sexueller Ausbeutung. Auf der anderen Seite steigt das Selbstwertgefühl durch nicht-sexuelle Beziehungen wie Freundschaften und durch Selbsthilfetechniken, einen Workshop zu positivem Denken mit dem Ziel, sich neu zu bewerten und seinen Selbstwert zu steigern, in diesem Fall erfolgreich. Sexualität untergräbt für diese Frau also die Selbsterkenntnis und verwandelt die Begegnung in ein Nullsummenspiel: das Bemühen ihres Partners um sein eigenes Vergnügen gegen ihr Selbstwertgefühl. Genau dieser Punkt führt dazu, dass sie Beziehungen als Machtverhältnisse versteht, in denen sie sich vor Ausbeutung schützen muss. Anders gesagt, die Autonomisierung von Sexualität erzeugt eine eingebaute Ungewissheit über die Absichten des Anderen, eine Ungewissheit gerade über die Definition der Beziehung, ihres Telos und ihrer Sequenzialität, wodurch es einigen Frauen schwerfällt, darauf zu vertrauen, dass Männer sich aus anderen als sexuellen Gründen mit ihnen beschäftigen und ihre Persönlichkeit angemessen würdigen.

Die Sexualisierung von Beziehungen führt also zu einer Ungewissheit über ihren Status, zu einer Vervielfältigung der Partner und größeren Schwierigkeiten, eine stabile Definition von Beziehungen generell aufrecht zu erhalten.

Ich erkenne drei Schwierigkeiten in Bezug auf Ungewissheit.

a. Vertrauen. Haas und Deseran definieren Vertrauen als „(...) den Glauben einer Person daran, dass eine andere ihre Verpflichtungen erfüllen und insgesamt ihre Last in der gemeinsamen Beziehung tragen wird.“ Diese soziale Definition von Vertrauen lässt sich schwer über eine Intimität herstellen, wenn die Ungewissheit verhindert, dass einige der Kriterien von Vertrauen erfüllt werden. Die Persönlichkeit schützt sich, weil sie den Selbstwert erhalten soll, daher ist sie übermäßig wachsam gegenüber Herabsetzungen oder Verletzungen. Da dies ein allgemeiner Zustand ist, kann er leicht zu dem Gefangenendilemma führen: Wer schenkt als erster Vertrauen, wer ist also bereit, mehr zu geben und sich verletzlich zu machen?

1) Haas und Deseran, 1981, S. 3: „Blau (1964:98) argumentiert, dass Vertrauen sich allmählich durch eine Reihe wachsender Investitionen in die Beziehung bildet, so dass die Partner sich gegenseitig ihre Vertrauenswürdigkeit beweisen können.“ Wie schon festgestellt wurde, basieren Modelle, bei denen Vertrauen aus rationaler Entscheidung geschenkt wird,

auf mehreren impliziten, gemeinsamen Grundannahmen. Eine zentrale Annahme (die auch im Modell der motivierten Zuschreibungen gilt) besteht darin, dass Vertrauen im Allgemeinen aus schrittweisen, gegenseitigen Akten des Vertrauens der Parteien erwächst. Wenn das zutrifft, wird dieser Austausch von schrittweisen Investitionen von der Dynamik der Ungewissheit deutlich beeinträchtigt, bei der aufgrund des offenen Ausgangs und der radikalen Freiheit der Akteure Selbstschutz und das Bedürfnis nach Anerkennung vorherrschen.

2) Tatsächlich argumentiert Gouldner (1960:124), dass sozialer Austausch möglich ist, weil die Akteure ihre Aktionen auf eine allgemeingültige Norm der Gegenseitigkeit ausrichten, und nach Simmel (1950:388) hängt der Austausch vom Gefühl der Dankbarkeit ab (siehe Haas und Deseran), aber auch das scheint kaum möglich, wenn gerade die Normen der Gegenseitigkeit verschwimmen, wenn es gerade die Norm der Freiheit ist, die diesen Austausch schwierig macht.

3) Eine weitere Eigenschaft von Vertrauen ist, dass es zukunftsorientiert ist. Mit ihm lässt sich die Zukunft auf eine Beziehung projizieren. Wiederum jedoch wird es aufgrund der Freiheit, die Beziehung zu definieren (Sex, Affäre, ernsthafte Beziehung, Ehe) und zu verlassen schwierig, einzuschätzen, ob sie eine Zukunft haben wird. Studien zeigen, dass das Vertrauen beträchtlich zunimmt, wenn von Menschen im Gefangenendilemma erwartet wird, NACH dem Spiel zu kooperieren. Mit anderen Worten, die Erwartungen an die Zukunft steigern die Tendenz, zu kooperieren und zu vertrauen. Aber angesichts der Möglichkeiten unterschiedlicher Verläufe wird die Vorstellung schwierig, dass eine Begegnung eine Zukunft haben kann.

4) Studien zeigen, dass Vertrauen sich auf Reputation gründet, wobei Reputation als Möglichkeit verstanden werden kann, Gewissheit durch Informationen zu bekommen. Die Möglichkeiten, solche Informationen über den anderen einzuholen, sind aber eingeschränkt, und Begegnungsplattformen wie das Internet verringern noch die fehlende Gewissheit und Informationsfülle über eine Person, das heißt über ihren Charakter.

5) Außerdem legen andere Interpretationen von Vertrauen nahe, dass es sich dabei nicht um ein rationales Spiel handelt, sondern dass einer der beiden Spieler dabei ein Risiko eingehen muss. Mayer, Schoorman, Davis (1995) haben in einem einflussreichen Artikel Vertrauen definiert als „den Willen, einem anderen gegenüber verletzlich zu sein“, womit gesagt wird, dass Vertrauen am besten dann entsteht, wenn die Persönlichkeit nicht

um ihre Verletzlichkeit besorgt ist. Wenn Vertrauen durch Risikobereitschaft definiert wird (s. *An integrative Model of Trust in Academy of Management Review*), dann wird deutlich, dass die Verteidigungshaltung der Persönlichkeit Risikofreudigkeit mindert oder verhindert. (s. *Normal Acts of Irrational Trust*). Der Prozess fängt dort an, wo eine Partei der anderen genügend vertraut, um auf der Grundlage dieses Vertrauens zu handeln, d. h. absichtlich das Risiko einzugehen, sich verletzlich zu machen und auf die gemeinsamen Vorteile zu setzen, die gegenseitiges Vertrauen zeitigt. Diego Gambetta definiert Vertrauenssituationen als die Bereitschaft, Risiken einzugehen, d. h. sich möglichem Verlust auszusetzen. Das widerspricht der Ansicht, dass Vertrauen das Ergebnis rationalen Abwägens ist. „Wie ein aktualisiertes Bayes-Theorem erhöht jeder positive Akt die gefühlte Wahrscheinlichkeit der andauernden Vertrauenswürdigkeit des anderen, und nach wiederholten Interaktionen haben weitere positive Informationen weniger Auswirkungen.“ (*Normal Acts of Irrational Trust*, S. 78). Wenn auch eine Vielzahl kontextueller Faktoren die Vorbedingungen für einen solchen Akt liefern mögen (vgl. McKnight et al., 1998), entwickelt sich Vertrauen zuerst durch die Entscheidung einer der Parteien zum Handeln.“ Ich möchte noch hinzufügen, dass die Frage, wer das Risiko auf sich nimmt, prinzipiell kulturell vorgegeben sein kann. (*Normal Acts of Irrational Trust*) Im Fall des vormodernen Werbens war es der Mann, der die kulturelle Rolle des Risikos übernahm und damit einen Prozess der schrittweisen Vertrauensbildung in Gang setzte. Das Risiko zu übernehmen, war fester Bestandteil des Patriarchats; mit der Geschlechtergleichheit wird es schwieriger, ein Risiko zu übernehmen. Aber diese Rolle ist ausgehöhlt von den Normen der Geschlechtergleichheit und von dem Umstand, dass Sexualität ein offenes Feld geworden ist, um Sexualkapital anzuhäufen.

Folgt man Niklas Luhman, so besteht die Hauptfunktion von Vertrauen darin, die soziale Komplexität zu vermindern. Ohne Vertrauen bestünde demnach das gesellschaftliche Leben aus „Chaos und Angst“. In diesem Sinn hilft Vertrauen, berechenbare, geordnete und daher weniger komplexe Beziehungen aufzubauen. Wir mögen uns sogar fragen, ob sich Intimität nicht gerade wegen der Schwierigkeit, Vertrauen aufzubauen, in Angst und Chaos verwandelt hat, eine Schwierigkeit, die sich aus den – meiner Argumentation folgend – 5 Formen von Ungewissheit herleitet: normative, existenzielle, informative, prozessbezogene und emotionale Ungewissheit.

-
- 1) Max Weber hat ihn merkwürdigerweise in seiner monumentalen Studie der unterschiedlichen kulturellen Entwicklungen des Westens und des Ostens ausgelassen.
 - 2) Peiss, D’Emilio und Freeman; Jeffery Weeks; Steven Seidman usw.
 - 3) Ein interessantes Beispiel findet sich bei Magdala Peixoto Labre, “The Brazilian Wax: a new hairlessness norm for women?”, in: *Journal of Communication Inquiry* 26:2 (April 2002): 113-132.
 - 4) <http://mobile.nytimes.com/blogs/well/2013/11/11/women-find-orgasms-elusive-in-hookups/>
 - 5) zitiert in Reay, Barry. “Promiscuous intimacies: Rethinking the history of American casual sex“, *Journal of Historical Sociology* 27.1 (2014): 1-24. S. 12
 - 6) (S. 39, Kathryn Bogle, *Hooking Up: Sex Dating, and Relationships on Campus*, 2008, New York University Press)
 - 7) <http://uk.askmen.com/dating/curtsmith/dating-with-tinder.html>, April 3
 - 8) Elaine Heshbaugh, Gary Gute, “Hookups and Sexual Regret among College Women”, *The Journal of Social Psychology*, 2008, 148(1), 77-89, S. 78
 - 9) <http://www.refinery29.com/one-night-stand>

Sexual Freedom and the Rise of Uncertainty

Love – the quintessentially fusal emotion – contains a fragment of the vast and complex history of autonomy and freedom, a history that has been told mostly in political terms. To take one example, the genre of the romantic comedy – which emerged with the Greek Menandre, continued with the Romans (Plautus or Terence) and flourished in the Renaissance – expressed the claim to freedom by young people against parents, tutors, and old men. While in India or China, love was told in stories shaped by religious values, was part and parcel of the life of gods, and did not oppose social authority, in Western Europe, love progressively detached itself from the religious cosmology, was cultivated by aristocratic elites in search of a life style, and contributed to the secularization of the world, expressing and in turn facilitating moral individualism¹⁾, the view that persons were endowed with a value and interiority independent from their relationship to God. Through many different cultural genres – in the theater, poetry and novels – love slowly affirmed itself against rules of endogamy, patriarchal or church authority and community control. In the 18th century, individualism and a new form of self-introspective interiority would coalesce in the image of a love affirming the right of the individual to his/her sentiments, and thus the right to choose the object of his love and to marry according to one's will, now defined not as the capacity to regulate one's desires, but precisely to act according to their injunction. In that respect, romantic love was a no less powerful ground for the moral demand of freedom than the one that was formulated by male philosophers in the realm of politics. The history of love in the West is thus not just a minor history shedding light on private life (or even more marginally, a theme of modern literature). It was one of the cultural vector that enabled a fundamental recasting of the relationship of individuals to society, and a redefinition of selfhood. Emotional autonomy became a permanent and fundamental feature of modern subjectivity, enshrining the “right” to make feelings the legitimate basis for the conduct of life.

Anthony Giddens was one of the first sociologist to place love at the center of our understanding of modernity, and viewed intimacy as the ultimate expression of individual's freedom, of his/her progressive unmooring from older frames of religion, tradition, and from marriage as a framework for economic survival, what he called the pure relationship.

For Giddens, individuals have the resources to shape from within themselves the capacity to be autonomous and intimate at once, with no contradiction or tension. His much discussed concept of “pure relationship” was a descriptive and normative endorsement of modernity, since it suggested that intimacy enacted the core values of the modern liberal subject, aware of her rights, able to implement these rights, most notably in the capacity to enter and exit close relationships at will through an implicit contract. The liberal social contract writ large was to be found within the practice of the pure relationship. In a different but resonant vein, for Axel Honneth (and Hegel before him), freedom comes to its realization through a relationship to another. Freedom is thus the normative ground for love and the family, with the family becoming the very expression of freedom realized in a caring unit. But it is not only that. In contradistinction to the liberal model of freedom in which the self views the other as an obstacle to one’s freedom, for Honneth and Hegel from whom he takes his inspiration, love enables the full realization of the self and offers thus a more complex model of liberalism. But I want engage more critically with the question which has been put on the table of liberal philosophy since the 17th century: while freedom was the condition for the full blown exercise of one’s interiority and emotions, once institutionalized doesn’t it then jeopardize the possibility of forming social bonds?

In evoking freedom, I do not refer to the glorious moral ideal that has guided democratic revolutions. Rather, following Foucault’s thrust, I view freedom as an institutionalized practice that reorganizes the relationship between constraint and choice. What we call emotional and personal freedom is a multiform phenomenon which emerged with the consolidation of a private sphere, far away from the long arm of the community and the Church, protected by the State; it was the result of profound cultural changes that made individual sentiments an increasing source of rights, most notably the right to act upon one’s conscience (which includes moral and emotional aspects); and finally, in the capacity to own one’s body, making women –not communities for example – sole able to dispose of their body. Once removed from the control of traditional social agencies as the Church or community, the private sphere could become the locus of claims to sexual freedom, sexual equality, and sexual rights. Emotional freedom was thus closely intertwined with sexual freedom, the two becoming handmaidens of each other and marking what I suggest calling emotional modernity.

I view freedom as an institutionalized practice, which means that it is approached here historically, as a moral ideal the concrete, sociological effects of which have been unfolding for two hundreds years. As Wendy Brown put it: “Historically, semiotically, and culturally protean, as well as politically elusive, freedom has shown itself to be easily appropriated in liberal regimes for the most cynical and un-emancipatory political ends.” (Wendy Brown, p. 5). If that is the case, then freedom is a social arrangement we should always be worried *both to preserve and to question*. Freedom has let the language and the practices of the consumer market take hold of the vocabulary and grammar of emotional practices: the same language of interests, utilitarianism, instant satisfaction, ego-centered action, accumulation, variety, diversity of experiences now pervades romantic and sexual bonds and thus demands from us a sobering inquiry into the meaning and impact of freedom, without however, ever putting into question the moral progress which the gay and feminist movements represent. To endorse the historical accomplishments of these movements, should not, in any way, prevent us from examining critically the historical and sociological unfolding of freedom. Kathryn Mackinnon drives the point further: “[t]o privilege freedom before equality, freedom before justice, will only further liberate the power of the powerful.”^{A)} Freedom then cannot trump equality, because inequality viciates the possibility of being free, a fact that is all the more crucial that heterosexuality remains fundamentally unequal.

Normative Certainty and Moral Certainty

It has not sufficiently been noticed that the passage from traditional romance to the sexual order that followed the 1970s', was the shift from courtship as the prevailing mode of interaction between men and women to an order in which rules of engagement became fuzzy and uncertain. The disappearance of courtship is a rather striking difference between traditional and contemporary romantic practices and deserves a more insistent scrutiny than has been the case. By examining traditional

^{A)} quoted in Wendy Brown, *States of Injury: Power and Freedom in Late Modernity*, Princeton University Press, p. 20.

courtship, I want to draw a comparison between two social forms, two grammars of social bonds, and thus will simplify a great deal the description of the actual pre-modern practices of courtship, as well as draw a sharp contrast between the traditional and the contemporary. I am aware of the limitations of this strategy and yet confident it captures if not the fine grained texture of these social realities at least the nature of the *shift* undergone by courtship practices.

Courtship is a formal social interaction.

Courtship could be conducted after the couple had obtained parents' approval, in which case it was the public expression of family assent. But when and where young people were more independent and sovereign in their decisions, courtship was a framework for decision-making, based on the exchange of emotions and the mutual process of establishing each other's suitability. Courtship was thus a social framework for the organized, ritualized circulation of feelings according to rules of expression, reciprocation, and exchange usually known to the two parties involved. It was also a framework for decision-making, marking the prior intention to marry.

As a social interaction, courtship has a beginning, a ritualized set of rules that organize its progression, and a formal end (usually moving to a marriage proposal, but occasionally ending the connection). Courtship was thus not only ritualized, it has a declared telos as its goal and end were marriage. As a rule-bound process of generating and organizing the subjective desire and the objective imperative to enter matrimony, courtship was a formal frame of interaction that channeled and modulated individual feeling. Courtship thus provided the cultural techniques to make that decision, by providing a framework to exchange emotions according to social procedures in which the interiority fixated itself and gelled so-to-speak around rituals and rules.

As I show below, when compared to modern rules of engagement, premodern courtship alleviated a great deal of uncertainty in that it was a relatively predictable social form.

Predictability is a fundamental dimension of social interactions. It is an outcome of the ways in which actors feel certain (or uncertain) about the definition of a relationship, of their position in such relationship, and of the rules to conduct such relation. Certainty can be described as "refer[ring] to a person's [in]ability to describe, predict, and explain behavior within social situations." (Salomon and Knobloch, p. 805). Some social

contexts create uncertainty, and some, on the contrary, create certainty. The continuum certainty-uncertainty has many emotional ramifications which derive from structural, rather than individual, features of interactions.

As a social form, courtship produced what I suggest calling emotional certainty. Emotional certainty – deciphering one’s own and another’s feelings and following a set of predictable sequences as a result – was made possible by the moral fabric of courtship. This moral fabric can be analyzed and broken down in the following components.

1. Normative Certainty

Normative uncertainty pertains to the perceived norms and values that ought to regulate sexual/romantic relationships. The easier it is to identify (consciously or not) the norms present in an interaction, the more predictable that interaction is. In traditional courtship, normativity inhered in interactions. This is because sexuality was closely regulated by religion.

2. Existential Uncertainty

Normative certainty yields what I could call existential certainty, that is the perceived fit between one’s subjective and objective (social) experience. Existential certainty enables one to answer easily the question „who am I in this situation? Who is the other to me?“ As a result it is also easy to respond to the question: “What do I owe this person in this situation?“ Existential certainty derives from the fact we identify the frame of meaning of an interaction and understand our place and role in it. Conversely, existential uncertainty derives from not knowing the meaning of an interaction, and is characterized by the fact we are unable to understand our role and place in it. Existential certainty accrues to interactions in which class and gender boundaries are clear and relatively non-negotiable. Existential certainty in courtship derived not only from clear gender roles and from the knowledge that matrimony was crucial to all parties involved, but also from the fact courtship had a deeply narrative and sequentialized structure. More exactly: Courtship had a telos, and thus a built-in narrative structure, which in turn derived from the fact it had a normative core, which revolved around the tight intertwining of sexuality, love, and marriage. This normative core bestowed a narrative structure to courtship and made the process of loving into an experience of sequences. One moved from one step to the next, and the

“direction” of the interaction gave certainty about its meaning and about the part each was to play. “There existed a well-established sequence of events leading up to marriage, including the announcement of banns to solicit community comment and input.” (I think it is Gillis; either Gillis or Bulcroft; p49).

Both courtship and Romantic love was thus deeply narrativized: it followed sequences, it was progressive because it had a telos, a narrative goal, and it had a telos precisely because it was being strongly regulated by religious norms.

3. Emotional Certainty

The third mechanism to create certainty in courtship lied in **the objectification** of feelings through tokens and gifts. Exchange of gifts and tokens (of various value) mattered a great deal because these gifts marked and sealed the intention of each of the partners. What mattered then was the exchange itself, the fact gifts were given and received, because gifts were binding. In his book, *For Better and For Worse* the historian Gillis claims. “The intention of the giver [of a gift] had much to do with whether a gift had binding powers. Strong feelings were believed to be endowed with super-natural powers, a major reason why people were so careful and indirect in their modes of expression.” Objects played an important role in objectifying relations, that is, in marking their progression and pacing them, marking their beginning, their middle and their commitment. For example, the custom was to break a 3 penny coin and to keep each part as a token of commitment. If the courtship was interrupted, each had to bring back the piece. In other words, feelings and the relationship were organized in a tangible, concrete framework. They were given an ontological objectivity that derived from the fact the relationship was translated into an object, made tangible and objectified. Emotions and relations were negotiated and ascertained through objects. More than that, gifts were binding: “Gifts were believed to have a magic power, so that to deliver a lock of hair, articles of clothing, even a kiss was to place oneself in another’s possession.” P. 33 (Gillis, *For Better and for Worse*).

4. Informational/Evaluative Uncertainty

Evaluative certainty for example is best obtained when others come to us through one’s social networks and when evaluation occurred with a variety and multiplicity of others. “Partners either came from the same village or town or knew each other through the sharing of a common residence

during employment. Most couples knew each other very well before marriage through religious and community group affiliations and, as noted above, many marriages occurred among servants and apprentices of the same household” (Bulcroft, p. 69). Most people knew quite well the person they married from village or town or by reputation. That mode of information gathering made evaluation into a collective one.

Freedom, Trust, and Mistrust

The view that love and the family needed to be liberated was suited to the 18th and 19th century, during which the battles for emotional autonomy were fought. But freedom does not remain static. Once gained, it becomes institutionalized, and once institutionalized (in law or the consumer market) it changes the very relationships it previously redeemed from their strictures.

Intimacy is not anymore – if it ever was – a process of two fully aware subjects entering a contract the terms of which they know and agree on. Rather, the very possibility of drawing a contract, of knowing its terms, of knowing and agreeing on the procedures to enter such contract have become distressingly elusive. The “pure relationship” relies on a definition of the will and of sociability that are hardly relevant any more. For Giddens such will is free, knowledgeable about its needs, and able to negotiate with another on such needs, in one word, it is a contractual will. For a contract to be entered, there must be an agreement on its terms; a contract presupposes a clearly defined will, aware of what it wants; there must be a procedure to enter a contract and a penalty in case one of the two signatories defaults. Finally, by definition, a contract includes clauses against surprises. Yet, the institutionalization of freedom has had an opposite effect, namely to have made the substance, frame and goal of sexual and emotional transactions fundamentally uncertain, up for grabs, incessantly contested, making the metaphor of contract highly inadequate to grasp the negative dynamic of relationships, the fact that actors simply do not know how to define or evaluate the relationship they enter. Sexual and emotional freedom have made the very possibility of defining the terms of a relation into an open-ended question and a problem, at once psychological and sociological. Not contractual logic but a generalized, chronic and structural uncertainty now presides over the formation of

sexual or romantic relations. If the structure of courtship obviated uncertainty thanks to a number of social and cultural mechanisms analyzed above, sexual freedom has generated a new social epistemology and psychic apparatus, which revolve around the management of uncertainty. While freedom remains the normative horizon of our epoch, what Axel Honneth calls social freedom – the freedom expressed in the capacity to be a responsible moral agent with and for another – has been colonized by what he calls negative and expressive freedom, the individual's desire to see one's liberty unhampered by the demands of another and the individual's use of relationships as a terrain for self-expression.

The Rise of Negative Bonds

According to historians of sexuality²⁾, the beginning of the 20th century saw the emergence of new norms of sexual pleasure through the commodification of leisure, the popularization of sexual science through the publishing industry, the use by mass media of sexual themes and icons, and the emergence of sexology, psychoanalysis and the therapeutic advice market which treated sexuality as a problem to be solved by dispassionate scientific categories. Under the influence of feminism, democratization, growth of cities, and the rise of leisure sphere, the moral discourse on sexual practices shifted dramatically. Sexuality was now shaped by medical discourses which made sexuality into a natural pulsion, to be treated in a morally neutral way. Throughout the 20th century and concomitantly with the consolidation of consumer culture, premarital sex, masturbation, or petting increased and found in consumer venues and large cities the freedom afforded by anonymity (most notably in dance halls, movies, cars, cafes). More significantly perhaps, sexuality became shaped by the consumer market, through the icons of the body and the endless supply of fashion and cosmetic objects to sexualize the body. Once sexuality was not a realm stained with shame and secrecy, it fed the engine of visual technologies, with models of perfect and sexy bodies, engaged in situations of actual or potential sexualized interactions. More than that: advertising and Hollywood had vested economic interests in sexual liberation, as it enabled to create visually attractive and sellable content, with sex, romance, becoming central visual themes to sell cinematic

formulas and products. Movie celebrities were the heroes of such new culture as they cultivated at once sexual attractiveness, beauty and an intense erotic and romantic life. Women's and celebrity magazines played an important role in propagating new ways to cultivate the body, centered on beauty, attractiveness, sexual adventurousness, and love. With the growth of the cultural industries, people working in the powerful industries of cinema, television, in modeling for advertising, in the arts, in fashion, cosmetics, hair industry, all of these groups cultivate their bodily appearance, and may have played an important role in promoting and diffusing new sexual norms³.

The historian of sexuality Garton summarizes the goal of sexual revolution as viewed by some of its proponents. It was "to free women from the tyranny of biology, end the nuclear family, return to polymorphously perverse sexuality, and allow women and children to do whatever they wished sexually." (p. 210) Disappearance of repression, unleashing of desire, exploration of multiple sexual forms, sexual pleasure for its sake, rejection of sexual tabus, all of these were ideologically and explicitly claimed as new liberties and as new definitions of the good life.

The main and radical novelty of the sexual revolution and ideals of sexual freedom claimed by various democratic movements, consisted in disentangling sexuality from these religious and moral discourses, and in connecting sexuality to new cultural categories about women's right to their body, about the intrinsic value of sexual pleasure, and about consensuality. The sexual revolution made sex into an autotelic social form, that is, a form of social action that was self-referential, severed from moral hierarchies, tabus, and prescriptions. Its experience and pursuit became goods in themselves. Sexuality obviously remained the object of intense moral and social struggles but their center of gravity shifted: it was neither the religious significance of sex within and outside marriage nor the question of what men and women owed each other prior matrimony which preoccupied contemporaries, but rather issues that touched upon sexual equality and sexual consensuality, with rape, abortion, pornography, sexual harassment or teen-age pregnancies becoming the focus of social and public debates. The moral vocabulary of sexuality thus shifted: all sexual practices were legitimate as long as they were consensual, which meant, quite simply, that the definition and regulation of consensuality became the crucial moral issue. The moral debates about regulating the image of women's body in the advertising, movie and pornography

industries or the problem of separating sexual desire from power relations, were also debates about consensuality in the sense that these debates are underlied by a fundamental question of how much women ought to consent in participating in industries (advertising or pornography) that demeaned and commodified them. Modernist sexual ethic walked a fine line between sexual pluralism and tolerance on the one hand and the forceful demand for increased respect for bodily integrity and sexual consent on the other. This had an overwhelming effect: to free the sexual and romantic terrain from thick normativity (good/bad? moral/immoral) and to shift to a thin, procedural one (what are the rules of engagement to secure consent? Does individual consent conflict with the good life?). The shift from normative to procedural normativity transformed heterosexual relations into a realm of action ridden with uncertainty. While traditional sexuality and romantic love generated social relationships through ritual and established pathways, contemporary love and sexuality became dominated by what I call a negative sociality.

Perhaps the most illustrative event in those transformations is the rise of “casual sex,” understood here as a form of sexuality for its own sake, legitimately and commendably distinct from premarital sex and from sex in a relationship. Casual sex was an outcome of new sexual ideologies and of new spatial venues – in cities or university campuses—which enabled men and women from varied geographical, ethnic, and social locations to interact with each other, far away from the social control exerted formally or informally by one’s primary and secondary groups. These new consumer spaces and the co-ed campus made sexual experimentation into an inherent part of socialization into adulthood and of adulthood itself. Because sexual experimentation took place in social locales that did not contain the social networks of one’s family or neighborhood, it lacked the implicit informal control which geographical propinquity must have exerted. The result of these interactions that were far from community control were aptly captured in Erica Jong’s memorable expression “the zipless fuck” – defined as a guilt and shame free interaction, with no ulterior motive beyond its own experience. Given that shame and guilt are two moral emotions, another way to define the “zipless fuck” is as a form of sex devoid of moral norms and striving for social attachments. Since the 1960s, casual sex itself evolved, and became a distinct social form, with its own codes, under various names as hook up, friends with benefits, fuck buddy. What is then this social form? To respond to this question, let me

first establish four main, obvious effects of casual sexuality on heterosexual sociality.

The first impact of casual sexuality was to have splintered romantic encounters from within, between three different cultural logics, institutions, and discourses: marriage markets, emotional experiences, and sexual practices. Three cultural structures – the romantic, the matrimonial, the sexual – exist on different social planes, each having different, and even conflicting phenomenological and normative structures. The autonomization of these three paths means that people can explore sex quite independently from emotional exchange or from shared domesticity and that each of these spheres of conduct, albeit connected, now follows a cultural logic of its own. This splintering of different cultural and emotional logics is a chief effect of sexual freedom, with the result that relationships have no *a priori* definition, and that they cannot be any longer, structurally, *a priori* oriented toward a stable long-term relationship. This means then that the very goal of the relationship is not intrinsically embedded in the encounter. Second, casual sex promoted a new form of relationship, in which sexual attractiveness and sexual performance became features of personhood, and as such, were both tested and displayed, with the number of partners becoming a status signal, an important sign of having a desirable self and sexuality becoming a form of performance of the self. For example, in her memoirs, *That Kind of Girl*, the celebrated author of *Girls*, Lena Dunham recounts her adolescence and entry into adulthood following a narrative which I would call a narrative of sexual competence. Her entry into adulthood is described as a long, repeated attempt to overcome her virginity (with the clear implication of virginity as a source of shame). Sexuality now substitutes for the narrative of “sentimental education:” it is what constitutes and marks entry into adulthood; it is also what defines the status of the desirability of the young person entering adulthood. In that sense, we may speak of a new cultural order, in which sex, sexual activity, sexual status present themselves as essential components of the formation of adulthood and as new horizon for the formation of self-identity. Third, casual sex increased the actual and potential number of partners, changing significantly the nature of the emotional experience involved in the romantic encounter, making it more difficult to singularize others and requiring in fact that sexuality be geared to emotional detachment. Casual sexuality requires then an active training of one’s emotions and requires

the capacity to move quickly and swiftly from one object to another. Finally, the generalization of casual sex was accompanied by a new corporeal habitus. The body was now required to produce signs of sexual attractiveness (sexiness), which made women, and to a lesser extent men, dependent on consumer goods and the consumer leisure market. The mutual dependence of sexuality and the beauty-fashion-sports complex industry cannot be overestimated. In the same way that female virginity reflected the moral and cultural worldview and political power of the Church, casual sexuality reflected the values, icons, and practices evoked by consumer culture.

Given these elements, let me thus interrogate casual sex as a particular form of social interaction, from within the tradition of social-interactionism and phenomenology (Lauman, England, Bogle). What are the features of a social interaction unencumbered by thick normativity is the question I now turn to. Casual sex is not only a self-contained social form, it also reverberates on the entire structure of relationships and their formation and transforms the structure of encounters.

The cultural frame of Casual Sex

For Goffman, interactions are organized within frames, where frames are a cognitive, perceptual and social process that allows actors to pick up the cues, the schemas, the patterns of an interaction in order to label that interaction, and orient themselves in it (Frame analysis). Casual sex is a cultural frame, which displays the following characteristics.

Casual sex often occurs between two strangers, a fact that has been considerably accentuated by sexual apps as Tinder, which enables the quick encounter of two people for sex or for a relationship. Many accounts of casual sex stress the fact that one or both partners do not know each other's names. Casual sex **is a relationship between** strangers, and resonates with the anonymous and transient interactions of modern life and of consumer interactions. In that sense, casual sex is located at two opposite poles: distance and strangeness on the one hand (as is the case of interactions where one does not know another's name), and closeness on the other (cultural signs of closeness include showing oneself naked, sharing one's bedroom or bed, having sexual pleasure). Casual sex thus mixes features of opposite forms of sociality. Moreover, anonymity and

strangeness are likely to make rules of reciprocity in sexuality much weaker. As a young man quoted in a New York Times article on hook up culture put it: “Duvan Giraldo, 26, a software technician in Elmhurst, Queens, said that satisfying a partner “is always my mission,” but added, “I’m not going to try as hard as when I’m with someone I really care about.” And with women he’s just met, he said, it can be awkward to talk about specific needs in the bedroom. “You’re practically just strangers at that point,” he said.⁴⁾ As Steven Seidman has suggested, casual sex is “pleasure-centered,” act-based, interchangeable, and “any expectations of intimacy, commitment and responsibility are restricted to the encounter.”⁵⁾ In that sense, casual sex has the appearance of a close relationship but is set up like an interaction between two strangers, who need each other for functional reasons and do not expect a relationship to carry beyond the satisfaction of needs.

In obliterating reciprocity, casual sex also obliterates the narrative linearity of encounters, the desire or capacity to continue further the relationship, to project oneself onto the future; it concentrates on the present and renders uncertain the question of reciprocity since the goal of the interaction is one’s own enjoyment (the enjoyment of the other is a testimony of one’s sexual competence to give pleasure, rather than the disinterested goal of the interaction).

Perhaps because the structure of reciprocity is only weakly present in casual sex, the very definition of the overall frame of the encounter is itself uncertain. In her study of *Hooking up*, the author, Kathryn Bogle, shows a striking confusion about the purpose of casual encounters, in which women (and men) frequently state that relationships “can go in many different directions” they have no a priori knowledge of. In hooking up, there seems a complete uncertainty as to the very goal of the interaction, and its overall frame. There even is disagreement even the definition of hooking up as some define it as only kissing, whereas others would view it as having oral sex and to exclude intercourse, while others still define it as a way to browse for relationships. Most women interviewed by Bogle had the sense they could not predict the outcome of a hookup, that the interaction was simply unpredictable: “hook up is a roll of the dice.” We can illustrate this further by examining the ways in which a popular Internet dating site called AskMen comments on the Tinder revolution. “Tinder has become a one-stop shop for young people who are looking to date, **hook up** or simply see who else is out there. As of April 2015, users

swipe through 1.6 billion profiles and make more than 26 million matches per day, and over 6 billion matches have been made since the app launched in **2012**. Tinder now constitutes such a big part of the dating world that, for many young people, it is the dating world: an always-available, pocket-sized method for finding the woman of your dreams – or, at the very least, a friend-approved hookup.”⁷⁾

Tinder can be just quick, disposable sex, or the possibility to meet a “dream woman,” thus suggesting a great flexibility in frame definition. This suggests what I would dub “frame confusion” and “frame uncertainty,” the difficulty of knowing under which frame we operate and thus of predicting a likely course of action. While courtship and dating were highly scripted, both practically and cognitively (a man comes home, picks up a girl, goes out with her dancing or to a movie, brings her back home, gives her a kiss, followed by necking), modern casual sex does not have a temporal scriptedness. In other words, casual sex compels the self not to project itself on a linear temporal line and not to engage in sequences of action beyond the immediate encounter. Its scriptedness is visual rather than temporal, i.e., has to do with the visual images of kissing and love making rather than with the temporal sequences of a relationship. Casual sex places men and women in the paradoxical situation of calling on pleasure but of not projecting that pleasure onto any temporal plane, of having pleasure without the desire to see it last or renewed, at least not with the same person. Casual sex is in that sense an abstract social form, a form which is not geared at particularity. Casual sex then entails an anonymization of relationships, the interchangeability of persons and bodies, and frame confusion, at least for heterosexual encounters.

In contradistinction to gay sex, heterosexual casual sex is likely to generate disorganization and anxiety, because heterosexuality is structured by intersecting and conflicting institutional frameworks, by different narratives and by power relations. In gay casual sex, male sexual encounters interact in very clear, non confused cultural frames, have similar expectations, perceive each other as having symmetrical power, and for that reason are jubilatory inversions of straight sex.

This entails another and perhaps most interesting sociological features of casual sex, namely that the hook up, the one night-stand, the sex party, zipless fuck, are defined as relationships *without expectations*. With regards to the phenomenology of interactions, this is very unusual, for most social relations carry expectations of one kind or another. In that sense, casual

sex lacks a structure of reciprocity and a structure of projection into the future. Expectations are simply another name for the normativity of sociability, what we expect from and in relations. Not to have expectations requires a sociological effort because it contradicts a significant part of sociability, that is based precisely on mutuality, rituals, projection in time, and expectations.

Other testimonies of the fact that casual sex requires an effort and does not have the spontaneous character some lend to it, can be found in the fact that many women feel guilt after casual sex, especially if intercourse took place less than 24 hours after meeting the man and if there had been no follow up. Many have interpreted the presence of these negative emotions to be an indication of the looming presence of the double standard – men can engage in casual sex without incurring symbolic penalty – and of the still powerful shame culture around sex. But I object to this interpretation as it implicitly takes men's sexuality as the reference point by which women's sexuality should be judged. In a longitudinal study of women who never had sex ("virgins") and who transitioned to sex, Grello et al. found that when examining and comparing adolescents who had transitioned to romantic sex with those who transitioned to casual sex, the latter were far more likely to suffer depression, to be the object of crime, or to commit crime themselves. Other researchers have found that college students with a history of casual sex had lower levels of self-esteem than college students who had been involved in romantic sexual relationships or, even more surprising, who had no sexual experiences at all. Moreover, for individuals who experienced guilt when having casual sex, authors hypothesized that guilt may in turn lead to low self esteem (Paul et al., 2000). In many studies, the correlation between low self-esteem and casual sex is a robust one and while scholars quibble about the directionality of this correlation, it may be said that whatever the direction of the correlation, casual sex does not enhance the sense of self-worth. Guilt, regret, shame, use of alcohol, all of these seem to suggest that for a significant part of women, there is a discrepancy between engaging in casual sex and their prior sense of selfhood, their way of defining relationality. To a certain but limited extent this is due to the persistence of a double standard of sex, the fact women's sexuality is more socially regulated than men, and can incur greater punishment for its freedom. But it is also due to a more subtle point: given their different positions in the social production of care, male and female sexualities are

bound to differ in how detached and unemotional they are. Because men are not geared to child-birth or care giving, because the social organization of patriarchy makes men the object of women's care rather than providers of care, and because marriage remains for some women more crucial to their social strategy and status, male sexuality can be characterized as more likely to be disconnected and disembedded from social relations than women's sexuality. I thus call women's sexuality embedded; and male sexuality disembedded. In Hamilton and Armstrong (2009) felicitous formula, women's sexuality is shaped by "the relational imperative."

Additional findings help bolster this point: one is that women are significantly less likely to have an orgasm in casual encounters than in a steady relationship. Second, in a study of 152 subjects, the authors found that women were far more likely to experience "sexual regret" than men (who were more likely to regret *not* having had the hookup). "Female participants were more likely than men to feel "regretful or disappointed"; they were also more likely to ruminate about a hookup and feel greater shame and self-doubt following the experience. In contrast, men were more likely to feel "satisfied"⁸⁾, a finding which seems congruent with my claim that casual sex is a masculine form of sexuality. (quote research on lesbians-gay men]]. Third, when casual sex is successfully performed by women, with full awareness and volition, it seems to provide some of the key tropes of masculinity: power and detachment. This is an example of a woman's pleasurable account of casual sex: "I've had lots of one night stands and lots of long term relationships. They're both part of life if that's what you like. It's a choice issue. My one night stands made me feel empowered and beautiful as all I wanted was sex, I got it and I left with no expectations and (in my mind) all of the power. However, I did get tripped up by my last one night stand! He demanded my number, I said we didn't have to pretend it was more than a one night stand and that he'd forgotten my name."⁹⁾ Clearly what is performed here, is a **ritual of power through detachment and lack of expectations**. What is performed with pleasure and delectation is the capacity to detach, to overcome emotional expectations, to overcome one's projection in the future. In that sense, casual sex is a mark of power and control because it is a mark of detachment, lack of care, capacity to remain unmoved and in control, the ultimate mark of autonomy. Casual sex is a performance of autonomy.

The social Impact of Casual Sexuality

Lana, is a 39 years old secretary, high school drop out, after divorce, 7-8 years have gone by since her divorce and has been in many short term relationships. She is, in my opinion, exceptionally pretty and attractive.

“(…) I was controlled by my father and my husband, now I feel no one can control me. My husband used to tell me how I should dress, have my hair cut, who I could speak to. No one can do that anymore. Also when you grow up in a house where the father was very dominant, macho, he controlled everything, I grew up being beaten. I ran away into my marriage to run away from home, but my husband was worse than my father.

Can you give me examples of men you had relationships with recently?

I had a relationship with Jackie, it did not work because he did not speak nicely to me, he would threaten me. Now I am with Kai, I liked him a lot, he was tender and sweet, but I met him through Tinder, it is a site for sex you know? So it was only for sex. I did not know it is a site for sex by the way, I was interested in more than sex, but for him it was only sex. I think it was only sex for him and he could not make it something else. He disappeared. Never called back. Now I have a relationship to someone I was introduced to by a common friend.

What is the biggest problem you see in your past relationships with men?

They approach women as sexual objects. It is very different from asking yourself if this person suits me. For example, this new guy I am dating now took me to his parents. He signaled that he is serious, that I am not only a sexual object, but most men view women only as sexual objects and treat them like that. And you never know where you stand with me. What they want from you. If they want anything from you. Sometimes, they just want to be able to have sex. But you know it is not only that. I project an image of me as a very strong woman, like I am the master of myself, I am very independent. I am scared of being controlled by any man. I know that in a relationship you have to make compromises, give up on certain things, make sacrifices. But I have this fear of being dependent. So I project an image of strength and am very self-defensive, I make sure to

convey that I am strong, that I have no problem being alone, that whoever wants me must take me as I am. I always tell a guy: if you don't take me as I am, if you want to change me, your loss. Not mine. I tell them that if they don't want me, it will be their loss, not mine. I never convey to them that they are this great thing which I would be devastated to lose.

(silence). When I was younger I always felt less attractive than others; my workplace changed me a lot. I work as a senior secretary in a University. I met a friend here, Annie, who taught me to love myself and to know what I am worth. I know now I had very low self-esteem. I went with her to a course on positive thinking and it changed me completely. After that, I had the strength to divorce. Before that, I could not do it. I was afraid of being alone. I was afraid of the criticism of my family, of my friends. At work, I got a lot of support, I was told in the workplace how good I was, how beautiful and attractive I was, so I got a lot of my strength there. It brought me to the situation where I don't care today what people say or think about me. I went through a process of self-empowerment. My boyfriend now tells me: "You always need to be the stronger one." It is true. I always need to feel the stronger one."

Some themes are striking here: first and foremost is the fact that to this woman, relationships seem highly unpredictable and uncertain. What makes them uncertain is their sexualization, that is, the possibility that the man may be in this for the "sex only," which this woman perceives as exploitative, indicating that for at least some women a "sex-only" relationship serves men's interests. The sexualization of relationships thus creates a multiplicity of possibilities and uncertainty, construed here as a disadvantage for the woman, and as necessitating defensive strategies of the self. Moreover, relationships are construed as containing the risk of losing self-esteem, precisely because of the danger of sexual exploitation. Self-esteem on the other hand was produced by non-sexual relationships of friendship and by techniques of self-help, a positive thinking workshop, whose goal is to help people revalue themselves, increase their value in their own eyes, a goal which was met here. For this woman, sexuality thus undermines the recognition of her self, and transforms the encounter in a zero sum game: her partner's pursuit of his pleasure against her sense of self-worth. It is precisely this fact which makes her view relationships as power relationships, in which she must defend herself against the danger of exploitation. The autonomization of sexuality in other words creates a built-in uncertainty about the intentions of another person, an

uncertainty about the very definition of the relationship, its telos and sequentiality, making it difficult for some women to trust that men engage with them for reasons others than sexual, adequately recognizes their self.

The sexualization of relationships entails thus an uncertainty about their status, a multiplication of partners, and a greater difficulty to hold on to a stable definition of what a relationship is.

I identify three problems with uncertainty

a. **Trust.** Haas and Deseran define trust as "(...) a belief on the part of one person that another will fulfill his or her obligations and generally „pull his (or her) weight“ in their relationship to one another." It is this social definition of trust that has become difficult to achieve in the formation of intimacy because uncertainty makes it difficult to fulfill some of the features of trust. The self protects itself because it is supposed to accrue value to itself, therefore it is hyper vigilant to not be diminished or hurt or wounded. Given that this is a process everybody undergoes, it is likely that it creates a prisoner's dilemma: who will be the first to trust, that is, to give more, to make oneself vulnerable?

1) Haas and Deseran, 1981, p. 3: "Blau (1964:98) argues that trust is built up incrementally through a series of gradually increasing investments in the relationship, a series in which the partners can demonstrate their trustworthiness to each other." "As noted, rational choice models of trust tend to share a set of implicit assumptions. One central assumption (which is also present in the motivated attributions model) is that trust generally develops from the iterative reciprocation of the parties' trusting acts. If it is true, this exchange of incremental investments is considerably hampered by the dynamic of uncertainty, in which self-defensiveness and the need for recognition prevail because of the open-endedness and radical freedom of actors.

2) Indeed Gouldner (1960:124) argues that social exchanges are possible because actors orient their action toward a general norm of reciprocity, and by Simmel (1950:388), for whom exchange relies on the sentiment of gratitude (see Haas and Deseran), but this again seems hardly possible when it is the norms of reciprocity themselves that have been considerably blurred, precisely because the norm of freedom makes it difficult.

3) Another dimension of trust, is that it is future oriented. It is a way to project the future time onto a relationship. But again the freedom to

define and exit the relationship (sex, affair, serious relationship, marriage) makes it difficult to know whether the future will be plausibly involved. Studies show that trust increases considerably when in a prisoner's dilemma people are expected to cooperate AFTER the game. In other words, the expectations about the future increase the tendency to cooperate and trust. But the differentiation of multiple paths precisely makes it difficult to imagine that the future is plausibly involved.

4) Studies show that trust is based on reputation where reputation can be viewed as a way to gain informational certainty. However the possibilities of gathering such information about others are much more reduced, and such meeting platforms as the Internet only increase the lack of certainty and information gathering about a person, that is, about their character.

5) Moreover, other perspectives on trust suggest that trust is not a rational game but demands for one of the two players to take a risk. Mayer, Schoorman, Davis (1995) in an influential paper defined trust as the "willingness to be vulnerable to another," which suggests that trust best arises when the self is not preoccupied with its vulnerability. If trust is defined by risk-taking (see *An integrative Model of Trust in Academy of Management Review*) then it becomes obvious that defensive ego management prevents or makes more difficult risk taking. (see *Normal Acts of Irrational Trust*). The process begins with one party trusting another enough to act on that trust, i.e. taking an intentional risk, making themselves vulnerable, and hoping for the (eventual) benefits made possible by mutual trust. Diego Gambetta defines trust situations as the willingness to take risks, that is, to be vulnerable to loss. This is against the view that trust is the outcome of a rational process of deliberation. "Like Bayesian updating, each positive act increases the perceived probability of the other's continued trustworthiness and, over repeated interactions, additional positive information has less impact." (*Normal Acts of Irrational Trust*, p. 78). Although a variety of contextual factors may provide the antecedent conditions for such an act (cf. McKnight et al., 1998), trust development begins with a single party's decision to act." Let me add that the question of who takes a risk can be in principle culturally scripted. (*Normal Acts of Irrational Trust*). In premodern courtship, it was the man who played the cultural role of taking the risk, thus starting a process of incremental trust building. Taking the risk was to be sure part and parcel of patriarchy, and gender equality makes it more difficult to engage in risk

taking. But that role is undermined because of norms of gender equality and because sexuality is an open field to accrue sexual capital.

Trust, according to Niklas Luhman has the main function of reducing social complexity. That is, without trust, social life would become, in his words again, “chaos and fear” and trust in that sense helps build predictable, orderly and therefore less complex relationships. We may indeed wonder if intimacy has not become, chaos and fear, precisely because of the difficulty to build trust, a difficulty, which, as I have argued comes from the fact that it contains 5 forms of uncertainty, normative, existential, informational, procedural and emotional.

-
- 1) It was strangely omitted by Max Weber in his monumental study of the different cultural paths taken by the West and the East XXX.
 - 2) Peiss, D’Emilio and Freeman; Jeffery weeks; Steven Seidman, etc.
 - 3) For an interesting example see Magdala Peixoto Labre, “The Brazilian Wax: a new hairlessness norm for women?” in *Journal of Communication Inquiry* 26:2 (April 2002): 113-132.
 - 4) <http://mobile.nytimes.com/blogs/well/2013/11/11/women-find-orgasms-elusive-in-hookups/>
 - 5) quoted in Reay, Barry. “Promiscuous intimacies: Rethinking the history of American casual sex.” *Journal of Historical Sociology* 27.1 (2014): 1-24. P. 12
 - 6) (p. 39, Kathryn Bogle, *Hooking Up: Sex Dating, and Relationships on Campus*, 2008, New York University Press).
 - 7) <http://uk.askmen.com/dating/curtsmith/dating-with-tinder.html>, April
 - 8) Elaine Heshbaugh, Gary Gute, “Hookups and Sexual Regret among College Women” *The Journal of Social Psychology*, 2008, 148(1), 77–89, p. 78
 - 9) <http://www.refinery29.com/one-night-stand>

Dresdner Reden 1992 – 2017

1992

Günter Gaus – Christoph Hein – Egon Bahr – Willy Brandt
Dieter Görne, Thomas Rosenlöcher, Uta Dittmann, Wolfgang Ullmann

1993

Hans-Dietrich Genscher – Friedrich Schorlemmer – Tschingis Aitmatow
– Regine Hildebrandt
Hildegard Hamm-Brücher, Heinz Czechowski, Heinz Eggert, Rainer Kirsch

1994

Heiner Geißler – Konrad Weiß – Wolfgang Thierse – Christa Wolf
P. Lothar Kuczera S.J., Benedikt Dyrlich, Hanna-Renate Laurien, Antje
Vollmer

1995

Horst-Eberhard Richter – Alfred Hrdlicka – Kurt Biedenkopf – Walter Jens
Hans-Joachim Maaz, Werner Stötzer, Ludwig Güttler, Günter Jäckel

1996

Hildegard Hamm-Brücher – Margarita Mathiopoulos – Dževad Karahasan
– Fritz Beer
Wolfgang Lüder, Bärbel Bohley, Hubert Kross jr., Dieter Schröder

1997

Günter de Bruyn – Libuše Moníková – Günter Grass
Thomas Rosenlöcher, Friedrich Christian Delius, Volker Braun

1998

Jens Reich – Fritz Stern – Adolf Muschg – György Konrád
Janusz Reiter, Kurt Biedenkopf, Sigrid Löffler, Karl Schlögel

1999

Jutta Limbach – Brigitte Sauzay – Andrei Pleșu – Rolf Schneider
Steffen Heitmann, Rudolf von Thadden, György Konrád, Hans-Otto
Bräutigam

2000

Peter Sloterdijk – Wolfgang Leonhard – Wolf Lepenies
Eberhard Sens, Johannes Grotzky, Friedrich Schorlemmer

2001

Adolf Dresen – Rita Süßmuth – Daniel Libeskind – Volker Braun
Sigrid Löffler, Wolfgang Thierse, Heinrich Wefing, Friedrich
Dieckmann

2002

Bassam Tibi – Alice Schwarzer – Daniela Dahn – Egon Bahr
Reiner Pommerin, Alexander U. Martens, Ingo Schulze,
Friedrich Schorlemmer

2003

Michael Naumann – Susan George – Wolfgang Ullmann
Moritz Rinke, Peter Weißenberg, Jens Reich

2004

Hans-Olaf Henkel – Joachim Gauck – Karl Schlögel
Martin Gillo, Frank Richter, Alexandra Gerlach

2005

Dieter Kronzucker – Klaus von Dohnanyi – Christian Meier –
Helmut Schmidt
Susanne Kronzucker, Aloys Winterling, Dieter Schütz

2006

Hans-Jochen Vogel – Heide Simonis – Margot Käßmann –
Joschka Fischer
Christoph Meyer, Dieter Schütz, Reinhard Höppner,
Mario Frank

2007

Gesine Schwan – Valentin Falin – Gerhard Schröder –
Oskar Negt
Katrin Saft, Egon Bahr, Martin Roth, Friedrich Schorlemmer

2008

Elke Heidenreich – Lothar de Maizière – Peter Stein – Julia Franck
Karin Großmann, Hans-Joachim Meyer, Peter Iden, Eva-Maria Stange

2009

Fritz Pleitgen – Jörn Rüsen – Jan Philipp Reemtsma –
Meinhard von Gerkan
Wolfgang Donsbach, Jürgen Straub, Harald Welzer, Wolfgang Hänsch

2010

Kathrin Schmidt – Dieter Wedel – Peter Kulka – Bernhard Müller
Jörg Magenau, John von Düffel, Dieter Bartetzko, Eva-Maria Stange

2011

Charlotte Knobloch – Rüdiger Safranski – Jonathan Meese –
Dietrich H. Hoppenstedt

2012

Frank Richter – Gerhart Rudolf Baum – Andres Veiel – Ingo Schulze –
Ines Geipel

2013

Stephen Greenblatt – Markus Beckedahl – Jürgen Rüttgers – Nike Wagner

2014

Prof. Dr. Heribert Prantl – Roger Willemsen – Jürgen Trittin –
Sibylle Lewitscharoff

2015

Heinz Bude – Carla Del Ponte – Jakob Augstein – Andreas Steinhöfel –
Michael Krüger

2016

Naika Foroutan – Peter Richter – Giovanni di Lorenzo – Joachim Klement

2017

Ilija Trojanow – Lukas Bärfuss – Eva Illouz – Matthias Platzeck

Spielzeit 2016/2017

Herausgeber: Staatsschauspiel Dresden

Intendant: Jürgen Reitzler

Grafische Gestaltung: Andrea Dextor

Textnachweise

Alle Rechte liegen bei den Rednern

3.2017